

**Agnès Arp, Élis Goudin-Steinmann, La RDA
après la RDA. Des Allemands de l'Est racontent,
Paris (Nouveau Monde Éditions) 2020, 400 p.,
ISBN 978-2-38094-134-0, EUR 19,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Étienne Dubsiaff, Montpellier

Anlässlich des 30. Jubiläums des Mauerfalls und der Deutschen Einheit in den Jahren 2019–2020 ist verstärkt nach den Gründen dafür geforscht worden, warum sich die Ostdeutschen auch drei Jahrzehnte nach der »Wende« weiterhin als »Bürger zweiter Klasse« oder gar als »Migranten« im eigenen Land fühlen. Der Frage des individuellen und kollektiven Zugehörigkeitsgefühls widmen sich auch die Historikerinnen Agnès Arp und Élis Goudin-Steinmann in ihrem äußerst anregenden Werk »La RDA après la RDA. Des Allemands de l'Est racontent«, das bereits 2020 erschienen ist.

Wie der Name der Monografie es suggeriert, geht es den beiden Forscherinnen darum, sich der DDR in ihrer individuell »erlebten Wirklichkeit« (»réalité vécue«, S. 18) zu nähern. Es wird bewusst auch das Nachwirken der DDR in der »Wendezeit« (S. 344) berücksichtigt, wobei »Wendezeit« hier als langwieriger und schwieriger Anpassungsprozess der Ostdeutschen an die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Funktionsweisen der Bundesrepublik verstanden wird, der je nach Anpassungsfähigkeit und -willen der Interviewpartner bis weit in die 1990er-Jahre hinein reichen konnte.

Um ganz bewusst auf das »Erlebnis« der Ostdeutschen einzugehen, setzen die beiden Verfasserinnen vorrangig auf die Auswertung von Gesprächen, die 2018 und 2019 mit 19 ostdeutschen mit Pseudonym versehenen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen geführt wurden. Die Gesprächspartner wurden zunächst gebeten, ihre Lebensgeschichte frei zu erzählen, danach wurden Fragen zu damaligen und heutigen Grundüberzeugungen und zu ihrem Empfinden bezüglich ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart, ihrem professionellen sowie privaten Werdegang gestellt (S. 343). Es ging ganz dezidiert darum, die Grenzen des Privaten (»seuil de l'intime«, S. 7) zu überschreiten, um sich dem historischen »Gegenstand DDR« allem voran von der Privatsphäre aus zu nähern.

Bei der Auswahl der Gesprächspartner wurde darauf Wert gelegt, insgesamt »durchschnittliche«, in der DDR sozialisierte Ostdeutsche (»citoyens ordinaires«, S. 18) aus den drei Generationen bzw. vier »Kohorten« (S. 8–11 und 344 f.) zu bevorzugen, das heißt jene, die bis auf eine Ausnahme weder Teil des Regimes noch der Bürgerbewegung waren. Somit verfolgen Arp und Goudin-Steinmann das Ziel, die Operabilität des von Alf Lüdtke geprägten Begriffs des »Eigensinns« empirisch zu überprüfen (vgl. insbesondere S. 302–306) und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die Verschiedenartigkeit und Vielschichtigkeit des individuellen Verhältnisses zur DDR auszuleuchten¹.

Die Darstellung gliedert sich in vier Teile, wobei sich besonders in den drei ersten Teilen lebensgeschichtliche Erzählung der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und Analyse der Historikerinnen in ausgewogener Art und Weise abwechseln, sodass das Erzählte stets kritisch reflektiert wird. Der erste Teil ist der Erfahrung der »Entwertung(en)« (»Dévalorisation[s]«) all dessen gewidmet, was mit der eigenen DDR-Vergangenheit zu tun gehabt hatte. Die »Wende« erlebten die Ostdeutschen als umso einschneidender, als sie der vormals propagierten Orientierungen, Werte und Errungenschaften verlustig gingen, wodurch auch persönliche Erfolge plötzlich Makulatur wurden.

Aus den zumeist negativen Konsequenzen der Wendezeit auf den professionellen Werdegang, aber auch aus dem durchweg abwertenden, im Westen propagierten Bild der DDR ergab sich für viele Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner der Drang, sich ihre eigene Vergangenheit wieder anzueignen; diesen »Réappropriation[s]« widmet sich der zweite Teil. Dabei erschienen das »Kollektiv«, die »Geborgenheit« aber auch der offiziell propagierte »Antifaschismus« der DDR besonders in der Rückschau und im Kontrast zur erlebten bundesrepublikanischen Wirklichkeit positiv.

Die Reduzierung der DDR auf den »Unrechtsstaat« und die »Repression« deckt sich nämlich keinesfalls mit der Erfahrung der Interviewpartner und lässt bei ihnen eine ostdeutsche »Trotzidentität« aufkommen, die schon Jens Reich diagnostiziert hatte und die den dritten Teil, »Aufwertung(en)« (»Révalorisation[s]«), umschreiben könnte². Darin wird ausgeführt, wie sehr für einige Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner die DDR erst in der Rückschau als alternatives Modell (S. 198) zur heutigen Bundesrepublik, zum Kapitalismus und zur kulturellen Globalisierung hätte taugen können (S. 191–214). Die Vorzüge des Schulsystems, der Plattenbausiedlung oder des günstigen kulturellen Lebens erfuhren in Anbetracht der steigenden sozialen Segregation, der Privatisierung und Verarmung des Kulturangebots ex post eine Aufwertung.

Dass die Gesprächspartner dabei nicht in eine politische »Ostalgie« verfallen, lässt sich an der Tatsache ablesen, dass sich kein einziger Gesprächspartner die DDR zurückwünscht. Sehr wohl werden jedoch einige Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nostalgisch in Bezug auf ihr persönliches Leben in der DDR, das ihnen im Gegensatz zur vollends »außergewöhnlichen« Wendezeit »normal« erschien, das ihnen ein Gefühl von Geborgenheit vermittelte und viel



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Alf Lüdtke (Hg.), *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991.

² Jens Reich, *Distanz, Enttäuschung, Hass*, in: *Der Spiegel* 34 (1992).

mehr Freiräume gewährte, als der westliche Diskurs getreu dem Totalitarismus-Paradigma gemeinhin wahrhaben will.

Im letzten, »Entteufelung?« (»Dédiabolisation?«) betitelten, stark historiografisch geprägten Teil sprechen sich Arp und Goudin-Steinmann in Anlehnung an Jay Rowell dafür aus, dass sich die Geschichtsschreibung von dem Totalitarismus-Paradigma lösen möge, das darauf abziele, die DDR mitsamt ihren ehemaligen Bürgerinnen und Bürgern abzuwerten. Nur so könne ein differenzierteres und der Lebenswirklichkeit entsprechendes Bild der DDR entworfen werden (S. 295–299 und 317–321)³. Abschließend plädieren Arp und Goudin-Steinmann anhand einer Analogie mit den *postcolonial studies* dafür, dass man die DDR nicht aus der Sicht der Bundesrepublik und der liberalen Demokratie bewerten, sondern sie aus ihrer eigenen Logik heraus begreifen solle, unabhängig auch von ihrem schlussendlichen Untergang (S. 322). Dies würde es erlauben, der Versuchung der Teleologie zu widerstehen und gleichzeitig auch »enttäuschte Sehnsüchte« (Deluermoz und Singaravélou) der Ostdeutschen in Betracht zu ziehen (S. 337–339), was der Geschichtsschreibung ganz neue Formen der DDR-Wirklichkeit zugänglich machen würde⁴.

Soll das Scheitern der DDR ausgespart bleiben, stellt sich jedoch die Frage, warum die Verfasserinnen der »DDR nach der DDR« ihre Aufmerksamkeit schenken. Vielleicht handelt es sich um ein abschließendes Forschungsdesiderat, was erklären würde, warum dieser Teil, den man eher in der Einleitung hätte erwarten können, am Ende des Werks angesiedelt ist.

Im Anhang befindet sich eine Chronologie, die einem interessierten französischen Publikum sicherlich dienlich ist, in der sich allerdings einige inhaltliche Fehler eingeschlichen haben, die bei einer Neuauflage berichtigt werden müssten, der Qualität des Werks jedoch keinen Abbruch tun.

Die originelle Herangehensweise erlaubt es Arp und Goudin-Steinmann, fernab von verklärenden oder verteufelnden Narrativen ein vielschichtiges und differenziertes Bild der DDR zu zeichnen, so wie sie Durchschnittsbürger erlebt haben, bzw. so wie sie sie in der von der persönlichen Erfahrung der »Wendezeit« geprägten Rückschau darstellen. Dass es dabei jedoch nicht zu einer bloßen Aneinanderreihung von Lebensgeschichten kommt, rührt daher, dass die Historikerinnen diese Erfahrungen stets kontextualisieren und mit historischen Arbeiten konfrontieren. Es handelt sich um ein überaus lesenswertes Werk, dessen gerade

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92284](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92284)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

³ Jay Rowell, *L'étonnant retour du »totalitarisme«. Réflexions sur le »tournant« de 1989 et l'historiographie de la RDA*, in: *Politix* 3 (1999), S. 131–150.

⁴ Quentin Deluermoz, Pierre Singaravélou, *Pour une histoire des possibles. Analyses contrefactuelles et futurs non advenus*, Paris 2016.

erschienene Übersetzung ins Deutsche äußerst begrüßenswert ist⁵.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92284](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92284)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁵ Agnès Arp, Élis Goudin-Steinmann, Die DDR nach der DDR. Ostdeutsche Lebenserzählungen, Gießen 2022. Die hier angeführten Titel der vier Teile entsprechen der Übersetzung von Claudia Steinitz.

Bert Becker, France and Germany in the South China Sea, c. 1840–1930. Maritime Competition and Imperial Power, Cham (Springer International Publishing) 2021, 499 p. (Cambridge Imperial and Post-Colonial Studies), ISBN 978-3-030-52604-7, EUR 116,04.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sévérine Antigone Marin, Strasbourg

Le livre s'inscrit dans le renouvellement historiographique de l'Asie orientale qui, depuis au moins deux décennies, se concentre sur les espaces maritimes et insiste sur le rôle central de la mer de Chine méridionale, qualifiée de «Méditerranée asiatique». Croisant une histoire transnationale des entreprises et une histoire impériale centrée sur la rivalité franco-allemande, l'auteur montre qu'à l'époque coloniale, la domination européenne sur cet espace reste toujours relative. Extrêmement minoritaires, les Européens s'insèrent, au moins autant qu'ils les transforment, dans des circuits commerciaux régionaux développés lors du «siècle chinois» qui précède leur domination politique. Le véritable bouleversement réside dans la participation croissante de cette région à la mondialisation qui marque la fin du XIX^e siècle; or il est initié par des acteurs bien plus divers que les seules puissances colonisatrices. C'est la raison pour laquelle la comparaison entre entrepreneurs français et allemands dans le cadre de la colonie française indochinoise est particulièrement fructueuse.

Bert Becker prend le parti de centrer son propos autour de quatre ports, Hong Kong, Saigon, Haiphong et Guangzhouwan. Si les trois premiers relèvent bien de l'Indochine française, ce n'est évidemment pas le cas de Hong Kong. Son antériorité, son importance dans les lignes régulières qui partent d'Indochine pour le commerce régional et international en font cependant un acteur incontournable. Chacune de ces places est étudiée à travers les communautés qu'elle abrite et son rôle dans les circulations maritimes régionales. Il est ainsi possible d'observer l'évolution de chaque port durant toute la période étudiée, les communautés que forment les Allemands et les Français et les entreprises maritimes qui s'y établissent. L'ouvrage impressionne par son érudition qui fait revivre, dans tous ses détails, le quotidien de ces communautés d'affaires, en s'appuyant en particulier sur les articles de la presse locale et les rapports consulaires. Cependant ses apports vont nettement au-delà.

L'histoire diplomatique est remarquablement traitée et montre l'évolution de la Prusse puis de l'Allemagne sur la question coloniale: dans les années 1860, la volonté d'obtenir de la Chine les mêmes concessions que celles accordées à la France et à l'Angleterre tient largement au désir d'affirmer le rôle prépondérant de la Prusse dans l'espace germanophone face à une



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Autriche qui refuse de s'engager dans des aventures asiatiques. À l'inverse, en 1871, Bismarck résiste aux différentes demandes allemandes d'utiliser les négociations avec la France pour acquérir les possessions asiatiques de celle-ci, une proposition aussi faite dans l'entourage de l'impératrice Eugénie. On connaît par la suite la stratégie de Bismarck pour éloigner les Français de leurs idées de revanche en Alsace-Lorraine en encourageant leur aventure coloniale, mais le livre montre le détail des efforts déployés par le chancelier pour faciliter les ambitions françaises en Asie. Cette stratégie n'est d'ailleurs pas un succès complet, puisqu'elle permet aux adversaires français de la colonisation de discréditer les promoteurs d'un grand empire en Asie comme en Afrique. Enfin, l'auteur rappelle que, par un retournement de circonstances dû aux visées coloniales de Guillaume II, ce sont – entre autres – les succès allemands à obtenir de la Chine la baie de Jiaozhou en 1897 qui ont encouragé les Français à exiger leur propre territoire en Chine, Guangzhouwan, un an plus tard.

Le deuxième aspect du livre insiste sur l'étendue et les conditions de la prospérité de ces ports. On ne peut que saluer le tour de force que représente la reconstitution des archives de l'entreprise allemande Speidel & Co., actrice majeure de l'économie de Saigon, et disparue après la Première Guerre mondiale. À l'aide de documents consulaires, d'articles de journaux et des archives d'entreprises concurrentes, pour ne nommer que quelques-uns des principaux fonds utilisés, Bert Becker reconstitue parfaitement le rôle d'une entreprise remarquable à plus d'un titre. Au début du XX^e siècle, sur les 28 Allemands employés à Saigon, 22 travaillent pour Speidel & Co. Or malgré cette identité allemande forte, un des membres de la famille juge nécessaire en 1910 de prendre la nationalité française pour diriger le bureau parisien car l'entreprise était, parmi de nombreuses autres activités, importatrice exclusive d'un certain nombre d'alcools français haut de gamme. Cet exemple montre l'ambiguïté qui nourrit les relations entre Allemands et Français: les contacts commerciaux sont nombreux et ne recoupent pas toujours les nationalités, surtout quand il s'agit de défendre les intérêts des petites communautés économiques européennes locales. Les rivalités n'en sont pas moins vives et la méfiance française à l'égard des Allemands, concurrents trop souvent heureux et ennemis potentiels, s'exprime régulièrement.

C'est par la description de la stratégie de l'entreprise Marty et d'Abbadie que Bert Becker esquisse en creux les raisons de cette supériorité commerciale allemande. La firme fait en effet largement reposer sa prospérité sur les concessions de transport à Haiphong octroyées par les autorités de la colonie indochinoise. À l'inverse, sa rivale allemande, l'entreprise de transport Jebesen & Co., établie à Hong Kong, sait parfaitement profiter des conditions de libre-échange imposées par les Anglais depuis les années 1850 pour développer son activité dans un espace beaucoup plus large. La démonstration est faite que l'impérialisme, dans sa variante française protectionniste, n'était pas nécessaire pour le commerce européen et pouvait même se révéler un handicap. Cette thèse n'est cependant pas nouvelle et elle risque de laisser dans l'ombre



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

d'autres facteurs de réussite des commerçants allemands, là aussi bien identifiés, comme leur plus grande facilité à obtenir des capitaux en Allemagne pour leurs activités, une tradition de commerce à l'étranger bien plus solide que celle des Français ou l'importance et le dynamisme des communautés allemandes expatriées, un fait pourtant relevé par l'auteur pour Hong Kong: les Allemands y représentent moins de 6% de la population dite européenne, mais les Français ne comptent en 1914 que pour un dixième de ce chiffre.

Un dernier thème parcourt tout le livre, le rôle des communautés chinoises formées par des migrations parfois anciennes: à Hong Kong, leur rôle d'intermédiaires pousse des firmes comme Jebsen & Co. à développer avec certains entrepreneurs chinois des liens d'affaires et même à former des alliances. À Saigon, les commerçants chinois occupent une position centrale dans les exportations de riz et sont ainsi amenés, face à la concurrence indienne, à agir pour améliorer la qualité de la production indochinoise, développant pour ce faire des infrastructures performantes. Si les Allemands font de même, les Français, là encore, rencontrent moins de succès. À Haiphong, les Chinois voient leurs activités restreintes à des secteurs dans lesquels investissaient peu les Français, mais cette restriction se révèle de peu de conséquence car, comme à Hong Kong, la variété des services qu'ils offrent – transport, crédit, commercialisation – les rend indispensables. Cette puissance commerciale à travers toute la région maritime leur permet même de mener à plusieurs reprises des boycotts à l'encontre de compagnies françaises voire européennes qui cherchent à profiter de monopoles temporaires pour hausser considérablement leurs tarifs. Or si en 1894/1895 les autorités françaises font pression auprès de l'administration chinoise pour faire cesser le mouvement, en 1907 et en 1909, dans le contexte d'un nationalisme chinois réveillé par la révolte des Boxers, les mêmes autorités coloniales choisissent de considérer les événements comme un simple conflit commercial à régler par les parties prenantes.

Bert Becker aborde d'autres thèmes importants, comme la traite humaine qui profite aussi de cette densification des trafics maritimes régionaux. On peut cependant regretter un plan qui, s'il permet une compréhension très claire de chaque espace, conduit à de nombreuses répétitions qu'une approche au moins partiellement chronologique, autour de la guerre sino-japonaise, aurait permis d'éviter. Le lecteur appréciera aussi le détail de chaque dossier, parfaitement analysé, mais regrettera l'absence de synthèse, que ce soit à la fin de chaque chapitre ou en conclusion. Enfin, les illustrations sont très bien choisies et aident parfaitement à reconstituer la vie de ces ports, mais les cartes auraient pu être plus nombreuses et surtout construites autour du propos de chaque chapitre au lieu d'être simplement prises dans les mêmes archives que les illustrations. Le livre n'en a pas moins toute sa place dans de très nombreuses bibliothèques d'historiens grâce à la richesse et à la qualité de ses informations.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92285](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92285)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Timm Beichelt, Clara Maddalena Fryszta, Claudia Weber, Susann Worschech (Hg.), Ambivalenzen der Europäisierung. Beiträge zur Neukonzeptionalisierung der Geschichte und Gegenwart Europas, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2021, 282 S., 7 s/w Abb. (Europäische Geschichte in Quellen und Essays, 5), ISBN 978-3-515-12874-2, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hugo Canihac, Hambourg

Le concept d'eupéanisation est, depuis longtemps, central dans les analyses scientifiques de la construction européenne, où les travaux sur l'eupéanisation des politiques publiques, des mouvements sociaux ou des espaces publics ont fait florès. Le concept est aussi, au moins implicitement, présent dans les interprétations politiques: l'Union européenne (UE) représenterait le stade le plus avancé d'un processus tendant vers «une union sans cesse plus étroite» – c'est-à-dire, vers la création d'un nouveau centre de pouvoir s'exerçant de façon relativement homogène sur un territoire défini. C'est précisément la téléologie et la normativité sous-jacentes à ce concept politico-académique d'eupéanisation comme homogénéisation que cet ouvrage entend retravailler. Pour ce faire, il propose d'aborder l'eupéanisation au prisme de ses ambiguïtés, en montrant comment elles peuvent fournir une grille de lecture féconde tant théoriquement qu'empiriquement.

L'ambition est d'abord théorique: il s'agit, dans l'introduction en particulier, de mettre au jour l'imbrication entre la téléologie implicite à la construction européenne et l'idée de progrès telle qu'elle s'est développée à la période moderne en Europe occidentale. L'idée centrale est que l'Europe comme la modernité peuvent, bien mieux que comme un progrès linéaire vers l'homogénéité, être caractérisées par leur ambivalence. En s'appuyant notamment sur les réflexions de Zygmunt Bauman, cette ambivalence est elle-même conçue selon deux dimensions: d'un côté, elle désigne la multiplicité des processus engagés par la modernité et la construction de l'Europe, et leur plurivocité; d'un autre côté, l'ambivalence désigne les contradictions et les tensions qui résultent de cette multiplicité lorsqu'elle est confrontée à l'idéal normatif d'un progrès univoque et linéaire.

Approcher les processus d'eupéanisation sous cet angle promet une double contribution aux travaux de sciences sociales qui mobilisent habituellement ce concept. Cela permet d'abord de réinscrire la construction européenne engagée après 1945 dans une chronologie longue et un ensemble de processus sociaux complexes. En mettant l'ambivalence de ces processus au centre des questionnements, cette approche invite à prendre au sérieux, au-delà de déclarations parfois rhétoriques, les apports des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

travaux critiques (notamment post-coloniaux) qui ont souligné comment la modernité européenne s'est accompagnée, et a été rendue possible, par le recours à la violence, à l'impérialisme et à l'exploitation. D'autre part, en revisitant l'histoire de l'Europe (et pas seulement de l'UE) sous cet angle, l'ouvrage apporte un éclairage original sur son présent et ses multiples crises. Comme la conclusion le souligne à juste titre, sous l'angle adopté ici, crises et conflits contemporains ne représentent pas un »tournant« en rupture avec un progrès linéaire: ils sont, bien plus, les éléments centraux de l'eupéanisation telle qu'elle est saisie empiriquement par les différentes études de cas de l'ouvrage.

Car la deuxième ambition forte de l'ouvrage est empirique: il s'agit de mettre au jour la grande variété d'objets abordés dans les dix-sept chapitres qui le constituent. Chacun, conformément à l'esprit de la collection où il paraît, s'organise autour d'une »source«, un document dont le chapitre correspondant propose une contextualisation et une analyse. Pour ce faire, bien que fermement ancré dans l'histoire, l'ouvrage fait appel à différentes disciplines et méthodes – de l'analyse d'archives écrites (périodiques, discours, textes juridiques) ou iconographiques, à l'enquête ethnographique. Si cette diversité pourra parfois dérouter, elle est en réalité essentielle au projet d'ensemble: elle donne à voir la multiplicité des processus d'eupéanisation, et les tensions qu'ils génèrent, au concret.

L'ouvrage s'organise en trois parties, correspondant chacune à une façon d'envisager l'eupéanisation, et de mettre au jour la façon dont elle est travaillée par l'ambiguïté. Une première partie s'intéresse aux ambiguïtés de l'Europe comme idée. Les différentes contributions en explorent l'ambivalence, comprise ici avant tout comme tension entre l'impératif d'universalité et celui de particularité, entre l'unité et la diversité, qui demeure au cœur de la construction européenne. Les chapitres d'Anette Schlimm ou d'Ulrich Wyrwa sur les efforts pour construire des mouvements européens défendant les particularismes nationaux ou l'antisémitisme, comme celui de Dieter Gosewinkel sur les continuités des représentations de l'Europe dans l'extrême-droite française depuis Vichy, ou celui de Judith Becker sur les missionnaires européens au XIX^e siècle, illustrent non seulement la multiplicité des représentations, mais aussi, et avec une grande clarté, la tension entre universalité et particularisme qui en traversent un grand nombre depuis le XIX^e siècle. Cette tension perdure du reste jusqu'à nos jours, comme le rappelle le chapitre de Ben Gardner-Gil sur les »thèses sur l'Europe« du Premier ministre tchèque Petr Nečas en 2012.

La deuxième partie de l'ouvrage aborde de front la question de la définition de l'Europe elle-même comme espace. Le constat que les frontières de l'Europe sont, elles-mêmes, un objet permanent de contestation, n'est pas nouveau. Mais cette partie souligne que l'ambiguïté dans la délimitation de l'Europe joue de deux façons: elle est à la fois un enjeu de luttes entre de multiples acteurs, et elle produit une organisation asymétrique et fortement

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92286](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92286)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

hiérarchisée. Les deux chapitres sur la Turquie (Hannes Grandits et Ayhan Kaya) fournissent une illustration, l'une historique et l'autre contemporaine, des interprétations conflictuelles de la »modernité« et de la »civilisation« auxquelles l'eupéanisation est souvent associée. De même, l'analyse des politiques migratoires, dans la république de Weimar (Jochen Oltmer) ou dans l'Europe contemporaine (Marcel Berlinghoff), met au jour la tension entre ouverture et fermeture, intégration et exclusion, qui est sous-jacente à la modernité européenne envisagée dans une perspective globale – une ambivalence qui est étendue à la question de l'eupéanisation de la mémoire (de quoi doit-on se souvenir?) par le chapitre de Lijlana Radonić sur la mémoire du génocide en Croatie.

Enfin, la troisième et dernière partie de l'ouvrage explore la question de l'eupéanisation de l'ambivalence dans les pratiques. Les différentes études montrent comment les multiples circulations et réinterprétations de pratiques entre espaces nationaux et transnationaux participent aussi des processus d'eupéanisation. Mais l'originalité de cette partie est de souligner que ces circulations ne sont pas en soi un signe de progrès: les analyses portent ici largement sur l'eupéanisation des pratiques sécuritaires – étroitement liées, habituellement, au monopole de la violence légitime par l'État. Ainsi, les débuts fascistes de la coopération policière européenne (Patrick Bernhard) ou les pratiques de l'enfermement (Felix Ackermann) en donnent des illustrations évocatrices. Le dernier chapitre de Paweł Lewicki ramène quant à lui l'Union européenne au centre de l'analyse en mettant en lumière l'ambiguïté, ici comprise comme décalage et contradiction, entre les principes de tolérance mis en avant par les institutions européennes et la persistance de clichés nationaux dans les relations quotidiennes au sein des institutions.

L'ouvrage propose ainsi une réflexion théorique stimulante pour les travaux d'histoire, mais plus largement aussi, de sciences sociales sur les processus d'eupéanisation. Celle-ci s'appuie sur de riches documents et analyses empiriques qui étayent de façon convaincante le propos. La lecture laisse cependant subsister quelques regrets. En premier lieu, en insistant sur la plurivocité et l'ambivalence, le cadre théorique proposé peine parfois à contenir la variété des cas empiriques abordés qui illustrent de multiples façons pour l'eupéanisation d'être ambivalente. Ce d'autant que le format choisi laissera parfois les lecteurs sur leur faim, en privilégiant des textes courts plus que des développements systématiques. Cette »ambiguïté de l'ambiguïté« est, toutefois, aussi, le reflet de sa fécondité. Il est peut-être plus regrettable, en second lieu, que le dialogue ne soit pas plus systématiquement établi avec d'autres usages du concept d'eupéanisation par les sciences sociales qui étudient la construction européenne. Certes, le projet est précisément de décentrer le regard de l'UE et de ses institutions. Toutefois, c'est dans ce domaine que le concept d'eupéanisation a donné lieu au plus grand nombre de définitions et d'opérationnalisations. Alors que l'une des ambitions de l'ouvrage est de mettre en question, on aurait pu souhaiter



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

un effort plus soutenu pour engager le débat avec cette partie de la littérature. Mais il n'en reste pas moins que c'est sans doute le grand mérite de cet ouvrage d'inviter à un tel débat, et à une réflexion critique sur les catégories utilisées pour analyser l'UE.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92286](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92286)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thomas Biebricher, Die politische Theorie des Neoliberalismus, Berlin (Suhrkamp) 2021, 345 S. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 2326), ISBN 978-3-518-29926-5, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Werner Bühner, München

Die Forschung zum Neoliberalismus hat in der letzten Zeit merklich an Fahrt aufgenommen. Einer derjenigen, die daran großen Anteil hatten, ist Thomas Biebricher, seit 2020 Professor für die Geschichte ökonomischer Governance an der Copenhagen Business School. In seinem neuen Buch konzentriert er sich auf die politische Dimension des Neoliberalismus, die er nicht als »bloßes Anhängsel einer ansonsten ausschließlich auf ökonomische Phänomene fokussierten Lehre« begreift, sondern als integralen »Bestandteil einer kollektiven Anstrengung, die neoliberale Problematik zu bewältigen«. Darunter versteht er die »Identifizierung und Sicherstellung der vielfältigen Bedingungen der Möglichkeit funktionierender Märkte« (S. 51). Ziel seiner Studie sind demnach die Rekonstruktion, Analyse und Problematisierung der politischen Theorie des Neoliberalismus.

Seine Arbeit hat er in zwei große Teile untergliedert. Diesen Teilen vorgeschaltet ist eine knappe Einleitung, in der Biebricher die Verwendung des Begriffs »Neoliberalismus« verteidigt, ungeachtet eines in der öffentlichen Debatte häufig anzutreffenden verzerrenden oder polemischen Gebrauchs. Er hält ihn allemal für »vielversprechender als Alternativen wie z. B. Spätkapitalismus, Postfordismus oder ›fortgeschrittener Liberalismus«« (S. 12 f.). Daran schließt ein kurzer Abschnitt an, in dem er den Begriff, seine Entstehungsgeschichte, das Feld der »zentrale(n) und politische(n) Gegner« (S. 32) sowie das »Narrativ des liberalen Niedergangs« (S. 36) als Impuls für einen neuartigen »Neoliberalismus« (Hervorheb. d. Autors) umreißt.

Im ersten, zentralen und mit 180 Seiten umfangreichsten Teil des Buchs widmet sich Biebricher den Ideen, Entwürfen und Argumenten neoliberaler Denker, allen voran denen der deutschen Ordoliberalen Walter Eucken, Wilhelm Röpke und Alexander Rüstow sowie denen von Friedrich August Hayek, Milton Friedman und James Buchanan. Die Analyse konzentriert sich auf »vier zentrale Kategorien des neoliberalen politischen Denkens: Staat, Demokratie, Wissenschaft und Politik« (S. 9). Der Abschnitt zum Staat enthält neben erwartbaren Überlegungen zur Rolle des Staates als »robuster Schiedsrichter« (S. 55) auch eher überraschende Darlegungen Euckens oder Röpkes zu einem »starken Staat«, der die »Verbindungen zu gesellschaftlichen Gruppen und ihrer Interessenpolitik kappen« (S. 108) müsse. Der interessanteste Abschnitt ist nach Ansicht des Rezensenten der zur Demokratie: Der »gemeinsame Nenner aller neoliberalen Demokratietheorien«, so Biebricher, besteht nämlich in der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Überzeugung, dass die Demokratie »ein mehr oder weniger schwerwiegendes Problem darstellt«, und zwar zum einen insofern, »als ihre Funktionsweise für weitere Komplikationen sorgt, was die ohnehin schwierige Konzeptionalisierung der angemessenen Rolle des Staates in seinem Verhältnis zu Märkten und der Gesellschaft insgesamt angeht«. Zum anderen und »noch grundsätzlicher hat Demokratie aus neoliberaler Sicht das Potential, Gesellschaften ins Chaos zu stürzen oder in gewaltige Ausbeutungsmaschinen zu verwandeln, die im Endeffekt kaum noch etwas von dem Kollektivismus unterscheidet, den die Neoliberalen so vehement ablehnen« (S. 120). Die kritische Auseinandersetzung mit diesen Sichtweisen zählt zu den Glanzstücken der Studie.

Der zweite große Teil widmet sich unter der Überschrift »Die Disziplinierung Europas« der Welt des »real existierenden Neoliberalismus« (S. 9), oder, mit anderen Worten, der »Ordoliberalisierung Europas«: nicht nur habe »Wettbewerbsfähigkeit oberste Priorität als Ziel aller Reformen«, die Eurozone verfüge »darüber hinaus heute über eine Wettbewerbsordnung, die all ihre Mitgliedsländer in eine bestimmte, als wünschenswert angesehene Form der Konkurrenz zwingt, die zumindest bis zum Anbruch des Coronazäns in einer allgemeinen Politik der Austerität resultierte« (S. 10). Seine differenzierten Überlegungen zu den Krisen und Reformversuchen auf EU-Ebene geben Biebricher »ausreichend Grund zu der Annahme«, dass »ordolibérale Vorstellungen einen gewissen Einfluss auf das insbesondere von Deutschland orchestrierte Krisenmanagement und damit auch die jüngsten institutionellen Restrukturierungsmaßnahmen der EU hatten« (S. 301).

Das Buch, das in seinem Epilog unter anderem auch noch einige erhellende Bemerkungen zum Zusammenhang zwischen Neoliberalismus und Populismus bzw. »Autoritarismus« zu bieten hat, stellt eine ebenso erfrischende wie kritische und theoretisch reflektierte Auseinandersetzung mit einem Phänomen dar, das, so ein wichtiges Ergebnis, sicherlich nicht auf seine ökonomische Dimension begrenzt werden kann – und dessen Ende nicht absehbar ist.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92287](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92287)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Dominik Bohmann, Französisches Leben
im Lager Regensburg. Ein Mikrokosmos im
Licht der Gefangenenzzeitung »Le Pour et le
Contre« (1916/1917), Regensburg (Friedrich Pustet)
2021, 407 S. (Kulturgeschichtliche Forschungen
zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten
Weltkrieg, 3), ISBN 978-3-7917-3081-3, EUR 39,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Evelyne Gayme, Houilles

Dominik Bohmann, professeur dans un lycée bavarois, est associé au projet que mène l'université de Ratisbonne autour de la découverte du journal de prisonniers de guerre français durant la Première Guerre mondiale, »Le Pour et le Contre«¹.

L'étude qu'il a menée et le livre qui en découle ont pour objectif de faire »un pas supplémentaire« (p. 355) et ainsi, de donner une profondeur toute nouvelle aux travaux sur les captifs. L'angle choisi repose sur la construction et/ou le maintien de l'identité collective, personnelle et individuelle des prisonniers de guerre dans cette »institution totale« que constitue le camp. Cette notion, mise au point par Erving Goffman, n'est pas propre aux camps de prisonniers, puisqu'elle désigne tout lieu collectif, à gestion bureaucratique, où l'individualisme est ignoré, comme une caserne, un couvent, un internat ou un camp de prisonniers. Une telle expérience prolongée peut conduire à la déculturation. La thèse de Dominik Bohmann consiste à montrer que les prisonniers de guerre français, pour lutter contre ce danger, ont créé une contre-culture s'appuyant sur trois identités mises en évidence par Jan Assmann. L'identité individuelle est le fait d'avoir conscience de sa propre particularité, son image par rapport aux autres; l'identité personnelle est constituée par l'ensemble des rôles et compétences partagés avec autrui dans les situations ordinaires de l'existence; enfin, l'identité collective est formée par l'image que le groupe des prisonniers de guerre français se construit.

L'importance de cette triple construction identitaire est avant tout spécifique à la Grande Guerre. Ces hommes auraient dû être des

¹ Pour les deux premiers volumes de la série voir le compte rendu dans Francia Recensio 2020/2, DOI: [10.11588/frrec.2020.2.73366](https://doi.org/10.11588/frrec.2020.2.73366); Isabella von Treskow (dir.), Le Pour et le Contre. Die Zeitung der französischen Kriegsgefangenen in Regensburg 1916/17. Traduit et annoté par Manfred L. Weichmann, Regensburg 2019 (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg, 1); Bernhard Lübbers, Isabella von Treskow (dir.), Kriegsgefangenschaft 1914–1919. Kollektive Erfahrung, kulturelles Leben, Regensburger Realität, Regensburg 2019 (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg, 2).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

héros sur le front et toutes les représentations militaires à cette époque, en France, tournent autour du culte des Poilus. Or, les prisonniers de guerre sont privés de guerre, c'est-à-dire de tout ce qui donne sens à l'existence, pour un homme en âge de se battre, entre 1914 et 1918, comme l'analysent Stéphane Audoin-Rouzeau et Annette Becker (p. 34). Mais la construction identitaire est aussi généralisable à toute étude sur les prisonniers de guerre, quelle que soit l'époque, puisqu'ils vivent dans une »institution totale« qui les force à se construire un espace libre pour survivre dans les camps.

Les trois identités sont repérables dans le journal »Le Pour et le Contre« et finissent par créer une culture de camp qui, parce qu'elle obéit à une stratégie collective, repose sur des règles et valeurs familières et sur le souvenir d'un passé commun. Elle reprend les idéaux transmis depuis le XIX^e siècle, la virilité attendue des hommes et le patriotisme, un discours reposant sur du »déjà-dit«, ainsi que l'a analysé Michel Foucault (p. 36) qui explique qu'il soit acceptable par tous. En effet, si vus par les gardiens et les autorités du camp de Ratisbonne, les prisonniers de guerre subissent un destin identique, ils n'ont pas les mêmes origines et ne vivent pas la même captivité: ils ne sont pas issus des mêmes régiments, des mêmes régions françaises ou des mêmes groupes sociaux, n'ont pas le même âge ni la même situation familiale. Certains restent au camp de Ratisbonne quand d'autres travaillent en *Kommandos*. C'est pourquoi la culture de camp puise dans une culture commune conservée, actualisée et partagée à l'extérieur du camp puisque le journal est lu dans les autres camps de Bavière, mais aussi envoyé en France: des civils, hommes et femmes, écrivent aux rédacteurs du journal et participent aux discussions.

Mais l'établissement de cette culture commune n'est pas une évidence. Les responsables du journal sont des bourgeois conservateurs qui utilisent le journal comme porte-voix d'une propagande religieuse, au point que dans le chapitre IV, Dominik Bohmann s'interroge sur l'utilisation du journal comme »tentative de mission catholique« (p. 190-244), alors même que l'indifférence religieuse domine dans le camp, à l'exception de la période de Noël. Mais, comme son titre l'indique, »Le Pour et le Contre« encourage les débats, qui sont nombreux et animés sur tous les sujets: la religion, la musique, le sport ...

Ces exemples montrent à la fois la richesse du journal »Le Pour et le Contre« mais aussi la difficulté de construire une culture du camp, et par là même les trois identités évoquées précédemment: les responsables du journal occupent l'essentiel des fonctions administratives dans le camp, ils ont une identité individuelle très affirmée, ce qui n'est pas forcément le cas de tous les prisonniers, qui doivent construire la leur. Ces hommes ont aussi une identité personnelle évidente dans le camp et imposent des sujets de débats parfois de très haute volée mais le journal permet à d'autres prisonniers, qui s'expriment soit par écrit ou bien par oral (ce qui, évidemment, n'a pas été conservé), de réagir, débattre, se faire connaître dans le groupe des prisonniers. L'identité collective se



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

forge sur les débats mais aussi sur des activités plus consensuelles comme le théâtre de boulevard ou classique. Les possibilités d'identification sont immédiates puisque les pièces choisies font appel à l'amour, la mort, l'honneur, la loyauté, la rébellion, la violence ... La programmation et le déroulé sont identiques à ceux des théâtres en France, avec le patriotisme et l'héroïsme comme valeurs premières et La Marseillaise chantée à la fin des spectacles.

Mais le livre de Dominik Bohmann ne se limite pas à démontrer, avec succès, le rôle du journal dans la construction identitaire des prisonniers de guerre et leur résistance à »l'institution totale« du camp. Il présente des mises au point systématiques sur l'état de la recherche concernant les prisonniers de guerre; une comparaison entre les journaux des tranchées, les journaux des camps et la presse en France; les conséquences de la loi de 1905 sur les rapports entre l'Église et la Société, notamment dans le domaine scolaire; des précisions sur le paysage musical et théâtral d'avant 1914; les rôles de femmes au théâtre en général et dans les camps en particulier; l'évolution des pratiques sportives. L'approche est pluridisciplinaire.

Outre le journal »Le Pour et le Contre«, Dominik Bohmann s'appuie sur des sources très variées (archives du ministère bavarois de la Guerre, archives municipales, judiciaires, épiscopales, la presse régionale, d'autres journaux de camps, les journaux des tranchées). La bibliographie est internationale, très actualisée et particulièrement dense. Les annexes, les illustrations et les index font de ce livre un ouvrage de recherche et de référence qui à la fois soutient une thèse nouvelle et convaincante et en même temps apporte un éclairage original pour l'étude des prisonniers de guerre de toutes les époques.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92288](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92288)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Braune, Michael Dreyer, Markus Lang, Ulrich Lappenküper (Hg.), Einigkeit und Recht, doch Freiheit? Das Deutsche Kaiserreich in der Demokratiegeschichte und Erinnerungskultur, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2021, 426 S., 18 s/w Abb., 21 farb. Abb., 1 s/w Tab. (Weimarer Schriften zur Republik, 17), ISBN 978-3-515-13150-6, EUR 64,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marie-Bénédicte Vincent, Paris

Ce jeu autour des termes bien connus de l'hymne allemand a été choisi pour indiquer que l'ouvrage collectif dont il est question, fruit d'un colloque en ligne organisé en 2020, a pour objectif de discuter la nature du régime hybride du Kaiserreich de 1871 à 1918, qui apporta certes l'unité allemande et la codification du droit, mais qui n'était pas démocratique. Il est vrai que classer ce régime, monarchie représentative mais non parlementaire, État autoritaire (*Obrigkeitsstaat*) mais associé à du suffrage universel masculin pour l'élection du Reichstag, structure fédérale incarnée dans le Bundesrat tout en ayant impulsé une centralisation, n'est pas simple et résiste aux typologies politiques classiques. L'objectif de ce volume est d'analyser cette complexité et de voir comment placer le régime par rapport à l'horizon de la démocratie. Pourtant, aux yeux d'un lectorat français, le Kaiserreich ne paraît pas si étrange car il ressemble un peu au Second Empire de Napoléon III (1852-1870). Mais le présent ouvrage n'offre pas de réflexion comparative permettant d'évaluer la spécificité du »Second Empire« allemand, qui a vu l'entrée du pays dans la »modernité« sans être démocratique à l'instar de son homologue français.

Les vingt-deux contributions qui composent l'opus sont classées en quatre thèmes: respectivement la constitution et le système politique, la démocratie de masse et la société représentée dans les partis et au parlement, les milieux intellectuels et religieux, et enfin la mémoire collective. On peut regretter que la dimension sociale ne soit pas plus présente dans le volume, ne serait-ce que pour rappeler la part tout à fait prééminente dans les institutions comme dans la propriété foncière de la noblesse, qui jouit de privilèges juridiques, fiscaux et détient des pouvoirs de police dans les domaines fonciers de l'Est jusqu'en 1918.

Pour l'étude des institutions politiques, signalons un très utile organigramme (p. 5), que l'on ne trouve pas dans les ouvrages en français. Une contribution sur l'empereur Guillaume I^{er}, assortie de caricatures, permet d'approfondir cette figure tutélaire paradoxalement moins connue et étudiée que Guillaume II. Les contributions les plus originales portent ensuite sur les structures fédérales du Kaiserreich avec notamment un article précieux sur le Bundesrat et l'évolution de ses pouvoirs, du fait de sa marginalisation progressive par rapport au gouvernement. Le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fédéralisme a impliqué des négociations permanentes entre l'échelon central et les États fédérés, qui ont produit une culture du compromis.

La partie sur les partis est particulièrement percutante quand elle traite de l'échelon des communes (telle Magdebourg), là aussi un parent pauvre des synthèses. Or les communes ont permis d'une part à des femmes de déployer une action publique dans les domaines social et de l'éducation (alors que le suffrage féminin n'est pas accordé avant 1918) et, d'autre part, à l'opposition sociale-démocrate de développer une expérience politique, alors que le niveau gouvernemental lui restait fermé, y compris après la levée des lois antisocialistes en 1890. Ces dernières sont d'ailleurs revisitées car la période allant de 1878 à 1890 correspond paradoxalement à une augmentation de la cohésion du milieu ouvrier, qui rend possible dans un second temps la victoire électorale de la social-démocratie en 1912, devenue alors première force politique d'Allemagne.

Dans l'ensemble sur les milieux politiques, signalons deux contributions sur la place paradoxale des Juifs dans le Kaiserreich, à la fois pleinement citoyens au plan juridique depuis 1871 (date de leur émancipation célébrée dans la mémoire collective du groupe), mais encore victimes de discriminations dans certains métiers (la haute fonction publique notamment) et souffrant d'un antisémitisme ambiant dans la société qui les rabaisse au rang de citoyens de seconde zone.

La place du Kaiserreich dans la mémoire collective allemande est de ce fait ambivalente, à l'image du régime lui-même: à la fois cible de critiques au plus fort de la controverse (aujourd'hui éteinte) sur la «voie séparée» allemande (*deutscher Sonderweg*) des années 1970-1980 dans un contexte de face à face des deux Allemagne et de discussion sur les antécédents autoritaires au régime nazi, et objet sinon d'une nostalgie du moins d'une politique culturelle lors des commémorations des 150 ans de l'unité allemande en 2021. La reconstruction d'un pan du château des Hohenzollern au cœur de Berlin fait partie de ce revival. Une contribution très richement illustrée en couleurs sur l'exposition organisée en 2020-2021 au musée d'histoire de la Bundeswehr à Dresde est consacrée aux guerres qui ont «fait» la nation allemande de 1864, 1866 et 1870: elle montre combien les objets produits en série sous le Kaiserreich (médailles militaires, cartes postales, gravures, livres illustrés pour enfants, figurines) ont créé une culture nationale liée non aux valeurs de la démocratie mais à la nation en armes.

Au total, la thèse défendue par l'ouvrage est que le Kaiserreich fut un régime extrêmement complexe qui, sans être démocratique, comportait cependant des tendances à la démocratisation au sein d'une société plurielle et de plus en plus désireuse de participation politique. Ce résultat, plein de nuances (ce qui est à saluer), omet toutefois de parler de la violence des guerres coloniales menées par l'Allemagne en Afrique (on s'étonnera que les colonies ne soient évoquées que dans une seule contribution, alors que la

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92289](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92289)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

recherche récente s'est évertuée à replacer le Kaiserreich dans un contexte plus global), tout comme de la situation des minorités (comme les Polonais notamment vivant à l'Est de la Prusse), qui sont confrontées à de nombreuses discriminations par la politique de germanisation).

Reste un ouvrage réflexif d'excellent niveau qui fera date, car faisant un point historiographique précis, utile et par là bienvenu sur cette période charnière de l'histoire allemande, entre les régimes constitutionnels de la seconde moitié du XIX^e siècle et la république de Weimar mieux connue du grand public. Une bibliographie générale aurait pu enrichir cette fonction de transmission.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92289](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92289)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Magnus Brechtken (Hg.), Aufarbeitung des
Nationalsozialismus. Ein Kompendium, Göttingen
(Wallstein) 2021, 718 S., ISBN 978-3-8353-5049-6,
EUR 29,90.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Patin, Pessac

Magnus Brechtken a réussi le tour de force de regrouper, dans son livre «Le travail sur le passé national-socialiste. Une compilation» (2020), plus d'une trentaine de chercheuses et de chercheurs autour d'un large panorama de l'histoire du nazisme et de sa mémoire dans l'Allemagne contemporaine. On retrouve dans l'épais volume des grands noms de l'histoire du nazisme, allemands ou américains, comme Frank Bajohr, Ulrike Jureit, Jeffrey Herf ou Christopher Browning. Alors qu'en France, histoire et mémoire sont des objets séparés – si ce n'est conflictuels – qui ne parviennent pas toujours à se réconcilier autour d'une histoire de la mémoire, l'ouvrage propose ici un travail ouvert sur la construction scientifique du passé nazi, tout comme sur l'appropriation dans différentes institutions, voire dans l'ensemble de l'opinion publique, de ce passé traumatique.

Le premier élément intéressant de la démarche est de proposer un changement dans la terminologie. En effet, dès les premières pages de ce qui s'érige comme un bilan essentiel des recherches récentes, Magnus Brechtken propose d'abandonner le terme de *Vergangenheitsbewältigung* pour lui préférer *Aufarbeitung*. Il ne s'agit pas que d'un débat technique sur le vocabulaire. Le premier terme, dominant en Allemagne, a petit à petit fait son chemin en France; il désigne le rapport général des Allemands à leur passé, la «maîtrise du passé» selon une traduction qui fluctue encore aujourd'hui en français¹. Or, défend Brechtken, l'idée même de *Bewältigung* implique un dépassement, un règlement, un achèvement. Est-ce réellement possible avec le passé nazi? L'auteur lui préfère donc l'idée de *Aufarbeitung*, d'un «travail» ou «travail critique», qui s'érige comme processus inachevé, toujours recommencé. Theodor Adorno défendait d'ailleurs déjà le terme en 1959².

Le livre est organisé en dix sections. Qu'on ne s'y trompe pas, il ne s'intéresse pas au national-socialisme durant la dictature, mais bien à la manière dont la société allemande et la science historique se sont confrontées à ce passé à partir de 1945. Des thématiques



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Voir Marie-Bénédicte Vincent, *Le nazisme, régime criminel*, Paris 2015, p. 2.

² Cité dans *ibid.*, Theodor W. Adorno, *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit?*, 1959. Un enregistrement de la conférence est disponible sur : <https://www.youtube.com/watch?v=xNN1S2jIDkg>.

larges sont abordées: l'histoire et la mémoire de l'holocauste; les »lieux de mémoire« du nazisme; deux gros chapitres sur la place des anciens nazis dans les institutions politiques allemandes (au Bundestag, dans les ministères de l'Intérieur ouest- et est-allemands ...); la question des restitutions d'œuvres d'art; mais également des thématiques plus originales, comme une histoire de la perception médiatique du passé nazi, au cinéma, à la télévision ou dans le monde éditorial. L'interview de Timur Vermes, auteur d'un best-seller récent sur Hitler (»Il est de retour«, 2012) complète cette perspective intéressante. Si les études sur l'Allemagne de l'Ouest dominent, la RDA n'est pas oubliée, comme dans l'étude de Dierk Hoffmann, et un certain nombre de réflexions se tourne vers le passé récent de l'Allemagne réunifiée, voire vers une histoire du temps très présent, en conclusion (Bill Niven).

L'introduction porte d'ailleurs la trace de cette volonté de tirer un bilan des évolutions récentes: très rapide, elle insiste beaucoup sur l'importance de la »querelle des historiens« des années 1980 et des débats des années 1990 sur la »communauté du peuple« (*Volksgemeinschaft*) dans le changement majeur du rapport des Allemands à leur passé. En analysant »l'importance de la société dans son ensemble pour la stabilité du régime et la dynamique de domination«, cette historiographie a permis de provoquer une »mutation fondamentale«: le peuple allemand est passé d'un statut d'»objet« passif »de répression totalitaire« à celui d'acteur, des acteurs qui avaient été capables de soutenir pleinement le régime (p. 15). Mais en insistant sur ces débats récents, l'ouvrage semble parfois oublier une partie des débats essentiels des années 1960 et 1970, portés par une génération contestatrice qui avait produit, bien avant les années 1980, une confrontation radicale et originale avec le passé national. Encore faut-il souligner que l'ouvrage s'intéressant principalement à la science historique, il est possible de souligner que celle-ci a connu des évolutions beaucoup plus lentes qu'une partie de la société allemande.

Quel est le panorama aujourd'hui? À côté de la centralité de la mémoire de l'holocauste se développent des contre-courants, et une revalorisation – qui est tout sauf neutre politiquement – des souffrances allemandes; la Shoah, par ailleurs, n'est plus seulement perçue comme un projet nazi, mais comme un processus auquel ont participé de nombreux autres peuples européens, sans que cela débouche sur une relativisation de la responsabilité allemande (p. 652). Assiste-t-on, à bas bruit, à une »normalisation« du passé nazi? À l'émergence d'une mémoire post-moralisante? Les conflits mémoriels autour de la question coloniale allemande – voire la »concurrence des mémoires« – montrent toute la complexité des interactions entre les différentes séquences tragiques du passé national.

L'ouvrage dirigé par Magnus Brechtken, écrit en collectif, livre ainsi une image multiple et conflictuelle des évolutions récentes. Ce faisant, il apporte un complément intéressant à l'analyse récente de Heinrich August Winkler dans son livre »Wie wir



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

wurden, was wir sind« (2020): l'historien y montrait l'ambiguïté des évolutions récentes. Croire ainsi que la culpabilité allemande aurait transformé le pays en parangon de vertu mémorielle, les Allemands ayant tiré toutes les leçons des crimes passés, comporterait le danger paradoxal d'un nouveau nationalisme³.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92290](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92290)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Heinrich August Winkler, *Wie wir wurden, was wir sind. Eine kurze Geschichte der Deutschen*, München 2020, p. 221.

Christoph Brüll, Christian Henrich-Franke, Claudia Hiepel, Guido Thiemeyer (Hg.), Belgisch-deutsche Kontakträume in Rheinland und Westfalen, 1945–1995, Baden-Baden (Nomos) 2020, 221 S., zahlr. Abb., (Historische Dimensionen Europäischer Integration, 31), ISBN 978-3-8487-6566-9, EUR 44,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Klaas de Boer, Brüssel

Despite a common history dating back to the Holy Roman Empire, surprisingly few German researchers try to dig deeper into the complex Belgian history. Furthermore, most of the existing research focuses on the German occupations during the First and Second World War. Even though Belgium was among the first countries to restart diplomatic relations with the Federal Republic of Germany in 1951, and already concluded a German-Belgian border treaty in 1956, very little research has been done on the relations between the two countries in the second half of the 20th century.

The collective volume, »Belgisch-deutsche Kontakträume in Rheinland und Westfalen, 1945–1995« aims at closing this gap. It is the result of a fruitful collaboration among researchers with a specific expertise in the field of German-Belgian relations, like Christoph Brüll, and others with a focus on European integration, like Claudia Hiepel, Guido Thiemeyer, and Christian Henrich-Franke. The military aspects of the relationship between the two countries take once more center stage as the contributions focus on the military presence of Belgium in Germany after the Second World War.

Looking beyond the victorious powers, the book sheds light on the less well-known chapter of the Belgian military occupation and presence throughout the second half of the 20th century. Not only were 75 000 Belgian soldiers in Germany in May 1945, the Belgian Forces in Germany – Forces belges en Allemagne (FBA)/ Belgische strijdkrachten in Duitsland (BSD) – were also part of the standoff between NATO's forces guarding Western Europe and the Warsaw Pact during the Cold War. With their presence, however, these soldiers created spaces of encounter between Belgians and Germans (»belgisch-deutsche Kontakträume«), which is the topic of the book.

As the chapters of Claudia Hiepel, Marc Laplasse and Christian Henrich-Franke show, the character of this encounter changed from an occupation, with all its tensions, to coexistence and cooperation. Each article focuses on a different Belgian garrison as they discuss the meaning of the narrative of a »transition from occupier to friend« at the local level. By doing so, they manage to show that this image, which has been used frequently to describe



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the development of the presence of British, French, American, and Belgian forces in Germany, remained partly an abstract concept in towns like Soest, Lüdenscheid or Siegen.

Whereas there was certainly a transition from an occupying force to a political and military ally, things are a bit more complex when it comes to friendship, apart from exceptions like Burkhard Schnettler – the founder of a museum on the FBA/BSD in Soest. Considering that the situation began with a general order against fraternization and with evictions to free housing space, which was already scarce, for Belgian officers and their families, there was soon a dramatic shift. This included marriages between Belgian soldiers and German women starting as early as 1951. However, as Hiepel, Laplasse and Henrich-Franke show, despite all efforts, be it open days, parades or cultural events, the military logic of the Belgian presence naturally imposed limits on a Belgian-German rapprochement in the towns concerned. For Laplasse, it is thus more accurate to divide the years of a Belgian military presence into phases when the actors stood against each other (1946–1955), next to each other (1955–1970) and with each other (1970–2020). Looking at the rather striking similarities between Soest, Lüdenscheid and Siegen, one would wish for an actual comparison. Brüll partially takes this up in his introduction, but a separate conclusion after those three articles could have been a fruitful addition.

Pierre Muller's contribution about Belgian tanks in the public perception confirms a rather uneventful coexistence as Belgian soldiers, contrary to the American and British forces, faced almost no antimilitarist opposition. A close cooperation between the FBA/BSD and the German authorities played here an important role. As Jonas Krüning points out in one of the strongest contributions to the collective volume, it was this cooperative approach pursued by Belgian army officers which helped to solve the conflict concerning the use of a military training area as a local recreation area – despite efforts of local politicians to escalate matters. Another point is the less prominent position of the Belgian forces, which never had the same power and prominence as the four occupation forces. This aspect is the focus of Vitus Sproten's contribution which deals with media and pop culture. Whereas American and British forces, with their broadcasting services, had a real impact in the realm of German civil society, promoting jazz or beat music, Belgian attempts to promote its own culture were rather limited. Concerts of artists like the jazz musician Toots Thielemans were organised for Belgian soldiers as the focus of the Belgian army was predominantly to keep its members in the sphere of influence of their home country and not to promote a Belgian way of life in Germany.

Several contributions highlight the difference between Dutch and French speaking garrisons and battalions, and also the difficulty in defining a Belgian way of life. Besides the logic of a military presence, Henrich-Franke identifies language as one of the main reasons for continued distance between Belgians and Germans.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92291](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92291)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

As he highlights, in the early 1970s the participation and interest in festivities and open days drops dramatically, and even the coverage of the local press adopts a rather distanced approach after francophone soldiers took over the garrison in Siegen. This went hand in hand, as Sproten points out, with a dramatic change in intercultural communication. As a result of the regionalisation, culture became a regional competence in Belgium.

Sproten's useful reference to developments in Belgium itself is an exception in a book which remains overwhelmingly close to its subject. The rather descriptive character of most contributions is hence one of two main points of criticism. Besides Sproten, who locates his article in a wider context of research on pop culture as well as transfer of culture, most contributions skip a contextualization or a comparative approach, as highlighted before. This might be due to the nature of the collective volume as a publication that resulted from a conference in April 2018 about »Belgians in Germany« taking place in the former military training area of Vogelsang. However, and this is the second point of criticism, there are hardly any references to concepts of space and spatial history in a publication which, according to its title, deals with spaces of encounter. This is almost as surprising as its sole focus on the Belgian military presence in Germany. For all those who are interested in this particular subject, however, this publication provides an excellent overview of the work that has been done and highlights some interesting paths for further research. Finally, still looking at Belgium mainly from a German perspective, it is another valuable contribution to a slowly growing field of research on Belgian history and the complex relations between the two neighbouring countries.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92291](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92291)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andrea Di Michele, Filippo Focardi (ed.), Rethinking Fascism. The Italian and German Dictatorships, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2022, 341 p. (Studies in Early Modern and Contemporary European History, 4), ISBN 978-3-11-076645-5, EUR 92,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dario Pasquini, Rom

The volume includes an introduction by the editors as well as fifteen essays (one of which by Di Michele himself) assembled under six sections: »Fascism and Nazism in a transnational key«; »*Volksgemeinschaft* and the relationship between Italian society and Fascism«; »Hitler and Mussolini«; »Violence«; »Stone Fascism [i.e. Fascist architecture] after the war« and »The New Right and Fascism«, this last section being particularly topical after the victory of the coalition led by post-Fascist party Fratelli d'Italia at Italy's recent general elections.

Partly made up of the proceedings of a conference held in 2018 at the Free University of Bozen-Bolzano, the book offers updated and effective overviews of the studies on the two major Fascist dictatorships, with relevant, thoughtful comments, covering a time span that goes from the post-First World War period to the present years.

The most original contribution is perhaps the one by Roberta Pergher, that focuses on Italian Fascism in transnational historiography. Her judgement is somewhat pessimistic, as she argues that the »new interest in transfers has not fundamentally changed our understanding of fascism [as an international phenomenon]« and that, actually, it had even »slightly distorted our picture, foregrounding ideological coherence and cultural exchange while the non-ideological elements [...] have taken more of a back seat« (p. 44–45). Equally interesting are Pergher's concluding remarks on the use of the »fascist label« for »events or groups in the present«. If, on the one hand, she finds more than reasonable to be »parsimonious in our use of the term«, on the other hand she convincingly claims that »to require, for example, that movements or situations cross the threshold of war and genocide before we use the label [fascism] would be to demand a rigid standard that no fascist movement in the past met at every stage of its existence« (p. 57–58).

In the same section, Arnd Bauerkämper, despite the title of his essay hinting at the transnational context of German historiography on Nazism, reflects above all on traditional interpretations of Nazism, noting that »historiography of National Socialism has largely reflected trends in historiography rather than promoted them« (p. 14) and that »in the early 1990s research on



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fascism [as an international phenomenon] appeared to be out of touch with mainstream historiography and in shambles« (p. 26). However, in more recent years, according to Bauerkämper, Italian and German historians have opposed through innovative research those »efforts [...] to overstate differences between Italian Fascism and Nazism« that he attributes to scholars such as Denis Mack Smith and Renzo De Felice (p. 27). These new studies »accentuated basic similarities« between the two regimes, for instance with regard to »expansionism, racism, and mass atrocities«, at the same time confirming »basic differences« such as »the mass murder of Jews and other minorities« in the case of Nazism (p. 28).

Paul Corner, who in his essay focuses on an aspect that he has been investigating deeply in recent years, i.e. the question of »consensus« in Italian Fascism, seems to share Bauerkämper's point about a new emphasis on similarities between Fascism and Nazism¹. He maintains that exactly going »beyond consensus« can crucially contribute to »a ›repositioning‹ of Italian Fascism with respect to other totalitarian regimes« (p. 73), since viewing »any kind of ›consensus‹ for the regime« as »formed within the overall context of heavy and generalized coercion« makes Italian Fascism »look much more like the other totalitarian regimes« (p. 78).

In conclusion, the volume provides us with a useful ›companion‹ to recent literature on the two major Fascist dictatorships, and on the respective political movements, with five forays into the post-Second-World-War context, namely the essays by Paolo Nicoloso on Fascist architecture in republican Italy, by Di Michele on Fascist monuments in Bolzano, by Roger Griffin on the relevance of the concept »Fascism« in recent times, by Marzia Ponso on the German right-wing populism and by Matteo Albanese on the two Italian far-right formations Forza Nuova and CasaPound Italia.

After reading it, my overall sensation is that much research is still to be done, not only, as one could expect, in the case of Fascism (Corner notes that »there is still no comprehensive social history of the Fascist period«, p. 81) or in the comparison between the two regimes, but even in the case of Nazism itself, whose historiography seems to some observers »so multi-faceted that no individual scholar [would be able] to oversee it« (p. 13).

To pick two fields of studies which I am familiar with: with regard to *Erinnerungskulturen* of the two dictatorships, if it is true that studies on Italy are still very far behind those realized on Germany, comparative research on the topic started only some years ago².

¹ See for example Paul Corner, *The Fascist Party and popular opinion in Mussolini's Italy*, Oxford 2012.

² On German *Erinnerungskulturen* of Nazism see, for example, the pioneer studies: Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, Munich 1996 (Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte); Jeffrey Herf, *Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys*, New Haven, CT 1997; Helmut Dubiel,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In addition, no broad study on emotions in Fascist Italy or in Nazi Germany has been written so far, despite the crucial role that different feelings such as fear of police repression or affection towards the *Duce* or the *Führer* seem to have played in those contexts³. In his paragraph about »Fascist Violence«, Amedeo Osti Guerrazzi notes that in Italy, after the end of the First World War, »the movement, and then the Fascist Party, succeeded in giving an organization, a structure, an ideology, a purpose to thousands of ex-combatants (and many teenagers) *angry* [my emphasis] at the outcome of the conflict and convinced that they had been deprived of the fruits of victory« (p. 164). As the author of a forthcoming book on the political role that anger played in Italian LGBT activism in the 1970s, I would be particularly interested in getting to know more about the origins, the development, the consequences, as well as the possible subsequent transfer abroad, and transformation on the domestic level of that collective anger from the early post-war period⁴.

Niemand ist frei von der Geschichte: Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages, Munich 1999. On Italy see for example: Pier Giorgio Zunino, *La Repubblica e il suo passato. Il fascismo dopo il fascismo, il comunismo, la democrazia: le origini dell'Italia contemporanea*, Bologna 2003 (Collezione di testi e studi: storiografia); Filippo Focardi, *La guerra della memoria. La Resistenza nel dibattito politico italiano dal 1945 a oggi*, Rome 2005 (Storia e società); Luca La Rovere, *L'eredità del fascismo. Gli intellettuali, i giovani e la transizione al postfascismo 1943–1948*, Turin 2008 (Nuova cultura). Comparative studies are: Dario Pasquini, *Ansia di purezza. Il fascismo e il nazismo nella stampa satirica italiana e tedesca (1943–1963)*, Rome 2014 (I libri di Viella, 174); Marcel vom Lehn, *Westdeutsche und Italienische Historiker als Intellektuelle? Ihr Umgang mit Nationalsozialismus und Faschismus in den Massenmedien (1943/45–1960)*, Göttingen 2012 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 206).

³ On emotions in Nazi Germany see, for example, Alexandra Przyrembel, *Emotions and National Socialism*, in: Shelley Baranowski, Armin Nolzen, Claus-Christian W. Szejnmann (ed.), *A Companion to Nazi Germany*, Oxford 2018 (Wiley Blackwell companions to world history); and relevant essays in Thomas Kehoe, Michael Pickering (ed.), *Fear in the German-Speaking World, 1600–2000*, London 2020 (History of Emotions). On Fascist Italy see the relevant essays in Penelope Morris, Francesco Ricatti, Mark Seymour (ed.), *Politica ed emozioni nella storia d'Italia dal 1848 ad oggi*, Rome 2012 (I libri di Viella, 134).

⁴ Dario Pasquini, »Una rabbia felice«. *Politica ed emozioni nella prima stampa LGBT italiana (1969–1979)*, Varazze 2022 (forthcoming). See also Dario Pasquini, »This Will Be the Love of the Future«: Italian LGBT People and Their Emotions in Letters from the Fuori! and Massimo Consoli Archives, 1970–1984, in: *Journal of the History of Sexuality* 29/1 (2020), p. 51–78, DOI: [10.7560/JHS29103](https://doi.org/10.7560/JHS29103). On anger: Barbara H. Rosenwein, *Anger: The Conflicted History of an Emotion*, New Haven 2020 (Vices and Virtues).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Delphine Diaz, Sylvie Aprile (ed.), Banished. Traveling the Roads of Exile in Nineteenth-Century Europe, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2021, 319 p. (Migrations in History, 1), ISBN 978-3-11-073731-8, EUR 94,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Levke Harders, Innsbruck

After supporting women's suffrage during the revolution of 1848/1849, feminist and socialist Jeanne Deroin had to leave France. Exiled in London, she continued her work, e.g. as a publisher of the newspaper »L'Almanac des femmes«, being one of many political refugees in Great Britain, throughout Europe, and the world (p. 176). The example of Deroin's forced migration indicates the key topics of the volume »Banished. Traveling the Roads of Exile in Nineteenth-Century Europe«: legal regulations on exile, travels, daily life, politics, gender, global networks, and remigration.

Based on the research project »AsileuropeXIX«¹, the book summarizes the group's findings on 19th-century political exile and makes use of Delphine Diaz's benchmark study on asylum in 19th-century France². Although the eight chapters are written by different teams of authors, the volume is realized as a well-structured, concise, and closely connected narrative. Geographically, the book focuses on refugees coming from France or Spain, from Italian, German, and Polish regions. Host countries studied are France, Belgium, Great Britain and (to a lesser extent) Switzerland.

The introduction by Sylvie Aprile and Delphine Diaz offers an overview of existing research, describes the sources used, and explains the central analytical category, the refugee, and its historical development. As becomes clear already in these first pages, the book concentrates on the historical subjects: the emigrants, their families, and their networks. After the first chapter (by Sylvie Aprile, Delphine Diaz, and Antonin Durand) on main routes and numbers of exile between the Congress of Vienna and the 1870s, the book proceeds, so to speak, in the chronological order of asylum, from departure to remigration.

In Chapter 2 »Taking in and casting out«, Delphine Diaz, Laurent Dornel, and Hugo Vermeren describe the changing political framework of exile, e.g. assistance policies and solidarity as well



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ See the project's website: <https://asileurope.huma-num.fr> (14.8.2022).

² Delphine Diaz, Un asile pour tous les peuples? Exilés et réfugiés étrangers dans la France au cours du premier XIX^e siècle, Paris 2014 (Recherches).

as expulsion of refugees. Legal rules and multilateral agreements both on banishing and on receiving refugees changed during this period: »Exiles were also a political reality, for states had to draw up legislation and set up schemes to control and regulate their presence on their territory. This saw the transnational creation of a law of asylum and refuge with very different facets depending on the country and moment« (p. 73). Some states, like Great Britain, had constant and well-defined procedures on asylum while nations like France reformed policies and practices regularly.

Sylvie Aprile, Alexandre Dupont, and Hugo Vermeren then discuss »Travel and transit« in Chapter 3: how did people leave when they had to? Who helped along the way, what other resources were needed? In what ways differed the roads to exile related to gender and class? While aristocratic *émigrés* after the French Revolution often had time to prepare their flight and had the means to travel, Polish refugees frequently journeyed in groups and had to rely on local support. Papers and money were always needed and, thus, class was a central difference for exile, as the following chapters prove, too.

After the often dangerous journey, refugees had to establish themselves and their families abroad: they had to make a living or apply for subsidies (as in France), they had to find a school for their children, and create new networks or reconnect to existing ones. This process of arrival and settlement is, of course, something all migrants had to manage. Nevertheless, as Sylvie Aprile and Delphine Diaz show in Chapter 4, exiles were especially vulnerable, because host countries could alter policies, public discourse could shift from support to xenophobia, the labor market could turn. Moreover, many exiled men and women did not know how long they would have to live abroad and whether they ever could return to their home country.

As the book looks at political refugees (the main group of exiles in 19th-century Europe), Chapter 5 deals with politics. Constance Bantman, Catherine Brice, and Alexandre Dupont explore political activism and networks by refugees, who frequently published articles or pamphlets or organized around political causes for their homeland. In doing so, they created a specific political sphere in the receiving countries.

Since gender still is not studied systematically in migration history, the next part on »Gender and exile«, written by Sylvie Aprile, Delphine Diaz, and Antonin Durand, is most important for the state of research on 19th-century migration and exile. In both this chapter and throughout the whole book, the authors open up new fields of investigation with their findings on the role of women in exile, on female refugees, and on families. They discuss how gendered concepts of exile shaped ideas of »the refugee« (i.e. the male refugee vs. the caring woman) in 19th-century politics and discourse as well as in migration research up until today. The authors underline that their research findings will have to be expanded by further studies.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In Chapter 7, Romy Sánchez and Fabrice Bensimon shed light on the many exiles who left Europe to settle in the Americas or in the European colonies, sometimes by way of penal deportation (e.g. to Australia). In the last section »Returns and memories«, Sylvie Aprile and Laure Godineau look at different examples of remigration, because exile could last from a couple of weeks to a lifetime. Their research also proves that it's illuminating to study the memories of exiles as well as their politics of remembrance.

The volume offers a comprehensive history of exile in 19th-century Europe. With its comparative approach to European history, its focus on refugees and gender relations, the book is not only a welcome addition to studies on political exile, it also expands migration history, political history, intellectual history, and gender history by linking these fields productively. »Banished« is a must read for students and researchers of flight and migration.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92293](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92293)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Valérie Dubslaff, »Deutschland ist auch Frauensache«. NPD-Frauen im Kampf für Volk und Familie 1964–2020, Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2022, 395 S. (Quellen und Darstellung zur Zeitgeschichte, 131), ISBN 978-3-11-075666-1, EUR 59,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
François Danckaert, Mulhouse

Valérie Dubslaff est maîtresse de conférences en histoire et civilisation du monde germanique à l'université Rennes 2. Dans »Deutschland ist auch Frauensache«. NPD-Frauen im Kampf für Volk und Familie 1964–2000«, elle reprend et poursuit les travaux de la thèse de doctorat qu'elle a soutenue en novembre 2017 à l'université Paris-Sorbonne dans le cadre d'une cotutelle avec la Ludwig-Maximilians-Universität de Munich et qui a été distinguée par le prix de thèse 2018 du Comité franco-allemand des historiens. Son objectif est d'écrire l'histoire des femmes au NPD, mais aussi d'examiner celle du parti d'extrême droite lui-même – pour citer l'intitulé de sa thèse de doctorat – »à l'épreuve du genre«.

Suivant un découpage chronologique, l'ouvrage aborde d'abord l'essor du NPD de sa fondation en 1964 aux élections législatives de 1969, puis sa traversée du désert jusqu'en 1989–1990 et enfin l'émergence et l'effondrement du »nouveau NPD« jusqu'en 2020. Comme le montre V. Dubslaff, 1969 constitua une profonde rupture dans l'histoire du NPD parce que l'échec électoral (avec 4,3 %, le NPD resta sous le seuil des 5 %) y fut vécu comme un séisme et en eut aussi l'effet, mais également parce qu'en devenant pour la 1^{re} fois partis d'opposition, la CDU et la CSU comblaient l'absence d'opposition conservatrice dont le NPD avait jusqu'alors profité. Événements évidemment majeurs de la vie politique allemande, la chute du mur de Berlin et la »réunification« placèrent quant à elles le NPD dans une situation d'autant plus particulière qu'elles le privaient de thèmes centraux de son discours depuis sa fondation: la division de l'Allemagne ainsi que le statut provisoire de la RFA et de sa constitution tel qu'il avait été précisément ancré dans la Loi fondamentale. Les modalités de l'unification créèrent en outre, particulièrement dans les nouveaux Länder, des conditions favorables à un retour du NPD sur la scène politique allemande, jusqu'à la fondation de l'AfD en 2013.

V. Dubslaff a veillé à écrire l'histoire du NPD et l'histoire des femmes du NPD dans leurs contextes. En ne se contentant pas de rappels rapides, elle a su restituer et analyser les évolutions du parti, en particulier sur le plan de la présence et de l'action des femmes, en tant qu'éléments constitutifs et le cas échéant en tant que conséquences des évolutions dans la République fédérale d'avant 1989/1990 puis dans l'Allemagne unifiée. L'histoire des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

femmes au NPD est ainsi traitée au regard de l'histoire du NPD, mais aussi dans ses articulations avec l'histoire des femmes en RFA. Ainsi, V. Dubslaff peut démontrer tantôt la banalité, tantôt l'originalité de la situation et du combat des femmes au NPD, analyser un discours combinant généralement antiféminisme et antisexisme ou faire apparaître un phénomène de double marginalisation des femmes du NPD dans la société de la RFA, en tant qu'extrémistes et en tant que femmes.

V. Dubslaff évoque ponctuellement l'aspect lacunaire des sources ainsi que les limites qu'il impose à son travail, sans renoncer alors pour autant à la formulation d'hypothèses et même de démonstrations, qui s'avèrent souvent originales et la plupart du temps convaincantes. Dans l'ensemble, elle a cependant trouvé, consulté et exploité une quantité et une diversité impressionnantes de documents. Et si les innombrables listes des cadres des instances du parti ou de ses candidats aux élections sont mises à contribution, au même titre que la très volumineuse presse du parti, on découvre aussi avec grand intérêt des documents relevant par exemple de la correspondance, comme la lettre adressée par Gertraude Winkelvoss à Adolf von Thadden lors de l'élection de ce dernier à la présidence du parti ou celle qu'elle a envoyée à ses anciennes camarades de lutte après avoir quitté le parti. Ce travail considérable sur les sources contribue non seulement au plaisir de la lecture, mais évidemment aussi à la vigueur de la démonstration. Il permet en outre de ne pas limiter l'étude à l'échelle fédérale et à celle des fédérations mais de l'étendre à l'échelle locale, de traiter non pas seulement de quelques personnalités, mais de »toutes« les femmes du NPD.

Loin de se cantonner à l'analyse de discours et de statistiques, V. Dubslaff écrit ainsi une histoire résolument incarnée des femmes du NPD, ne renonçant jamais à l'évocation d'aspects biographiques, leur consacrant même différentes sous-parties. Elle peut ainsi analyser les évolutions au sein du NPD comme le résultat de débats d'idées, mais aussi d'ambitions et de rapports de force, de relations entre des êtres humains, se distinguant par leurs personnalités et leurs parcours personnels. La prise en compte de la vie et de la situation personnelle des femmes du NPD lui permet plus spécifiquement de traiter des modalités de leur intégration au parti et en particulier d'évoquer certaines limites de leur progression en son sein. Cette approche a en outre l'avantage de faire apparaître la diversité parmi les femmes d'extrême droite en Allemagne après 1945 et en particulier des femmes du NPD depuis 1964, sur le plan de l'idéologie mais aussi sur le plan de la socialisation, qu'il s'agisse du contexte historico-politique ou du contexte familial. V. Dubslaff s'attarde ainsi toujours avec profit sur les questions centrales du rapport au »Troisième Reich« et c'est donc aussi sur cette approche qu'elle fonde efficacement son identification des trois générations qui ont marqué les phases successives de l'histoire des femmes au NPD: les »fondatrices«, les »héritières« et enfin la génération des »converties« (*Bekennerrinnen*) qui contrairement aux précédentes, issues de la génération des »témoins« (*Erlebnisgeneration*), n'ont pas vécu le »Troisième Reich«.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92294](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92294)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

En retraçant l'histoire des déléguées à la question féminine (*Frauenreferentinnen*), du Conseil fédéral des femmes du NPD (Bundesbeirat der Frauen der NPD) à la fin des années 1960, des groupes de femmes du NPD (NPD-Frauengruppen) dans les années 1970 ou bien entendu du Cercle des femmes nationalistes (Ring nationaler Frauen) à partir de 2006, V. Dubslaff analyse avec une grande acuité et un grand sens des nuances les formes de représentation, mobilisation, autonomisation et organisation des femmes au NPD. Elle montre entre autres comment les femmes du NPD ont pu obtenir des avancées dans la représentation et la participation au sein du parti lorsque les hommes à la tête de celui-ci ont accepté voire promu certaines aspirations des femmes, parce qu'ils jugeaient que cela correspondait à l'intérêt du parti (en matière électorale, de recrutement d'adhérents ...) ou parce qu'ils y voyaient une opportunité de les contenir voire de les contrôler. De façon comparable, V. Dubslaff prend soin de distinguer l'évolution de la position des femmes du NPD à l'échelle locale voire régionale d'une part et sur le plan fédéral d'autre part. Et si elle met bien en évidence le parcours et le succès individuel de certaines femmes au NPD, elle ne les confond pas pour autant avec le statut des femmes du NPD en tant que collectif.

V. Dubslaff fait surgir et analyse avec force et finesse l'histoire des femmes au NPD. Elle montre dans quelle mesure elles ont, malgré la permanence de sa domination par les hommes, contribué à l'histoire du parti. Elle enrichit ainsi considérablement la connaissance de cette histoire et la fait apparaître sous un nouveau jour.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92294](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92294)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Carolyn J. Eichner, The Paris Commune. A Brief History, New Brunswick (Rutgers University Press) 2022, 156 p., 10 fig., ISBN 978-1-978-82768-4, USD 19,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Corentin Marion, Paris

In den letzten Jahren erlebte die Pariser Kommune sowohl in der Historiografie der anglophonen Welt als auch in Frankreich einen neuen Aufschwung. So ist vor diesem Hintergrund Kristin Ross' neue Reihe zu den »Reinventions of the Paris Commune« bei Rutgers University Press zu verstehen, deren erster Band das hier anzuzeigende Buch von Carolyn J. Eichner, »The Paris Commune. A Brief History«, ist. Die Autorin ist Professorin für Geschichtswissenschaft und Women's and Gender Studies an der University of Wisconsin. Sie hat schon mehrere Studien zur Pariser Kommune und insbesondere zur Rolle der Frauen im Aufstand veröffentlicht, wie z. B. ihre Dissertation »Surmounting the Barricades. Women in the Paris Commune« (2004) – die erst 2020 ins Französische übersetzt wurde. Dieses Jahr hat sie außerdem ihr zweites Buch zum »Feminism's Empire« (2022) veröffentlicht, das die Verflechtung zwischen Imperialismus und »Feminismus« im 19. Jahrhundert untersucht.

Die vorliegende kurze Geschichte der Kommune (156 Seiten, 105 ohne Literaturverzeichnis und Endnoten) soll einen einführenden Überblick über die Geschichte des Pariser Aufstandes bieten, der vom 18. März bis zum 28. Mai 1871 dauerte. C. Eichner gliedert ihr Buch in drei Teile: »Illumination«, »Fluorescence« und »Explosion«.

Das erste Kapitel dient zugleich als Einleitung und liefert die Vorgeschichte des Aufstandes. Der Anfang ist sehr literarisch geschrieben, in einem angenehmen Stil, und erzählt die Geschichte vom Ende her, da zuerst von der Semaine sanglante die Rede ist. Dabei sind leider manche Aussagen arg verkürzt oder erscheinen diskutabel, wie etwa: »The Bloody Week saw the Versailles government, in the name of ›order‹, use overwhelming force not only to extinguish the Commune and all it represented, but also to exterminate the people who had built it« (S. 3). Hier erscheint – trotz aller spektakulären Gewaltausbrüche der Blutigen Woche – die Benutzung des Vernichtungsbegriffs exzessiv. Nichtsdestotrotz gelingt es Carolyn Eichner, die Pariser Kommune in einen breiteren Kontext einzubetten, nämlich an der Schnittstelle zwischen dem Ende der Französischen Revolution und den ersten sozialistischen Revolutionen, in einer Zeit, in der der Erwartungshorizont weit offen war. Dabei wird die revolutionäre Tradition Paris' seit Étienne Marcel 1357 und ihr besonderer Charakter im Frankreich des Second Empire erklärt. Die Erörterung des dichten, dem März 1871 vorangehenden historischen Kontexts ist sehr gelungen, von der politischen Einordnung der (künftigen) Kommunardinnen und Kommunarden, bis hin zur sozialen Lage



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

und zum ereignisgeschichtlichen Kontext des Krieges und der ersten Belagerung Paris' durch die preußische Armee.

Im zweiten Kapitel gibt die Autorin einen chronologisch-thematischen Überblick über das Leben in Paris während der Kommune. Sie beginnt mit der politischen Organisation des Aufstandes – die Besetzung wichtiger Orte der Hauptstadt durch die Nationalgarde –, den Wahlen und der Entstehung des Comité central de la Garde nationale. Dabei überbetont Eichner aber die Anzahl der »Internationalisten« an der Spitze der Kommune, während es – soweit die Verhältnisse sich rekonstruieren lassen – vor allem Jakobiner waren, die die Mehrheit darstellten. Trotz der Klarheit der Erzählung sind manche Behauptungen nicht ganz richtig, zum Beispiel als von den Kommunen außerhalb von Paris die Rede ist: »Across France, cities emulated Paris as insurgents rose up and took power in Narbonne, Lyon, Marseille, Saint-Étienne, and the industrial city Le Creusot« (S. 36), obwohl mehrere dieser Aufstände vor Paris, bereits im September 1870, ausbrachen, oder wenn C. Eichner die städtische Autorität in Paris in klarer Opposition zu der »Nation« sieht, in dieser Form durchaus erklärungsbedürftig. Die Erzählung greift viele Themen auf, wie z. B. das politische Leben und die politische Beteiligung der Pariser Bevölkerung, die Konkurrenz zwischen verschiedenen politischen Gruppen innerhalb der Kommune, die Arbeit der Frauen, die Beziehungen zur Banque de France, den Einsatz der Künstler, die (Schul)Bildung der Kinder (Mädchen sowie Jungen) und die Unterhaltungskultur. Dabei sind die Absätze zur Bildung und zum »Feminismus« (die Autorin selbst verwendet den Begriff) mit den Biografien mehrerer Kommunardinnen besonders hervorzuheben.

Im letzten Teil geht C. Eichner darauf ein wie die Kommunarden und Kommunardinnen sowie Kinder Paris gegen die in die Stadt eindringende Versailler Armee verteidigten. Sie beleuchtet dabei die Motive der Akteurinnen und Akteure, keine perfekt durchdachte militärische Strategie zur Verteidigung der Stadt zu verfolgen, sondern lieber das eigene Viertel zu retten. Genauso ist die Rekonstruktion der Ursachen der Brandstiftungen sehr gelungen und einleuchtend. Das Massaker der Semaine sanglante ist gut dargestellt, von den Intentionen bis hin zur Methode (Ermordung, Erschießung, Vergewaltigung ...); die Repression durch Versailles wird in all ihrer Willkür und Gewalt anhand zahlreicher Berichte von Kommunardinnen und Kommunarden beschrieben; das Schicksal von im Buch schon erwähnten Personen wird exemplarisch erzählt. Die Aufständischen wurden dabei entmenslicht, um das Massaker an ihnen als umso berechtigter erscheinen zu lassen: »A method typically used in class-, race-, ethnicity-, and religious-based violent oppressions or population ›cleansings‹, Thiers and French conservatives did this with Communards« (S. 99), wie die Autorin besonders zutreffend bemerkt.

Beim heiklen Thema der Anzahl der Opfer der »blutigen Woche« kommt C. Eichners besondere Sympathie für die Kommune noch einmal zum Ausdruck: »in recent decades, most historians have

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92295](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92295)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

agreed on a range between 17 000 and 25 000, based on a broad array of sources including government reports, qualitative and quantitative population analyses, and firsthand accounts». Solch einen Konsens gibt es aber in der Forschung nicht. Die Autorin widerspricht hier den Zahlen des als »conservative historian« bezeichneten Robert Tombs, für den es nur 6.500 bis 7.500 Toten gegeben hat. Selbst wenn diese Zahlen zu Recht als zu niedrig kritisiert werden, bevorzugt C. Eichner die Zahlen von Michèle Audin, einer von der Kommune faszinierten und besonders gut über den Aufstand informierten Mathematikerin, die selbst wiederum aufgrund mangelnder Quellen von fachlicher Kritik nicht verschont geblieben ist. Selbst Jacques Rougerie, der in seine früheren Arbeiten zur Kommune solch hohe Zahlen vorbrachte, korrigierte diese in späteren Studien nach unten.

Ganz am Ende des Buches erörtert die Autorin die Wirkung der Kommune nach 1871: neue (sozialistische und »feministische«) Ideen entstehen und Paris wird zum Vorbild vieler späterer Aufstände (von Chicago 1879 bis zum sowjetischen Russland, von Schanghai 1929 bzw. 1967 zu Oakland 2011). Weniger passend ist das Heranziehen des Kabylen-Aufstands 1871/1872, der vom Inhalt und von der Form ganz wenig mit der Pariser Kommune gemeinsam hatte.

Insgesamt ist das Ziel des Buches, eine »Brief History« der Pariser Kommune 1871 zu liefern, der Autorin gut gelungen. Die Überblicksdarstellung gibt gute Einblicke in die verschiedenen Bereiche des Aufstandes, auch wenn logischerweise nicht alle angeschnittenen Themen erschöpfend behandelt werden konnten. Dabei fokussiert die Autorin sehr auf die Frauen und ihre Kämpfe, was aber sehr interessant ist, da die Kommune sonst meist aus Männersicht beschrieben wird – was leider zum Teil andere Elemente ausblendet. Ein eindeutiger Mehrwert des Buches liegt in der Arbeit mit vielen Zitaten, meistens von Kommunardinnen und Kommunarden (Louise Michel, Eugène Varlin), die ein Bild nah an den Akteuren vermitteln und die Geschichte greifbarer machen. Das Buch enthält viele Porträts und Fotos, die aber unkommentiert bleiben und vielleicht durch Karten hätten ergänzt oder ersetzt werden können, die die Pariser Geografie und Topologie für ein nicht-französisches (hier amerikanisches bzw. anglophones) Publikum zugänglicher gemacht hätten. Trotz aller Kritik bietet das Buch eine gute Einführung in das spannende und immer noch lebendige Thema der Pariser Kommune, wie die Autorin selbst so schön bemerkt: »In all these ways, the Commune still lives« (S. 105).

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92295](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92295)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Vera Fritz, Denis Scuto, Elisabeth Wingerter (dir.),
Histoire de la justice au Luxembourg (1795 à
nos jours). Institutions – Organisation – Acteurs,
Berlin, Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2022,
498 p. (Studien zur transnationalen Zeitgeschichte
Luxemburgs, 1), ISBN 978-3-11-067953-3, EUR 49,95.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Emmanuel Berger, Lisbonne

L'«Histoire de la justice au Luxembourg» éditée par Vera Fritz, Denis Scuto et Elisabeth Wingerter s'inscrit dans un courant historiographique majeur consacré à l'étude des fondements et des évolutions du pouvoir judiciaire dans les États-nations. Ce courant s'est profondément renouvelé depuis trente ans. Il a donné lieu à plusieurs synthèses collectives récentes parmi lesquelles, en 2015, l'«Encyclopédie historique de la justice belge» (sous la direction de Margo De Koster, Dirk Heirbaut et Xavier Rousseaux) et, en 2016, la 5^e édition de l'«Histoire de la justice en France» (sous la direction de Jean-Pierre Royer, Jean-Paul Jean, Bernard Durand, Nicolas Derasse et Jean-Pierre Allinne). La parution en 2022 de l'«Histoire de la justice au Luxembourg» vient par conséquent opportunément nourrir une réflexion sur la construction de la justice contemporaine menée dans les pays limitrophes. À l'initiative du projet se trouve le ministère de la justice qui en confia la direction au Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History C2DH de l'université du Luxembourg.

L'ouvrage se divise en deux parties. La première consiste en une étude chronologique (1795–2020) de l'histoire contemporaine de la justice luxembourgeoise. La seconde se compose d'analyses thématiques visant à problématiser plusieurs aspects spécifiques de cette histoire (justice pénale, acteurs de la justice, justice internationale). En l'absence de travaux historiques de fond sur la plupart des sujets traités, le livre se veut une synthèse originale fondée sur l'exploitation inédite de fonds d'archives. Si le projet trouve immanquablement certaines limites compte tenu de l'état initial de la recherche, il convient de se féliciter du résultat final qui constitue une avancée réelle pour l'étude de la justice luxembourgeoise. Parmi les contributions les plus innovantes, citons celles relatives à la justice internationale et à son impact sur les institutions politiques du Grand-Duché. Ces recherches sont d'autant plus remarquables qu'elles sont restées à l'état de friche dans les synthèses belge et française précédemment citées.

Si les avancées produites par l'«Histoire de la justice au Luxembourg» sont importantes, les choix éditoriaux nous amènent à nous interroger sur deux points. Comme nous l'avons souligné, le présent ouvrage a été précédé de travaux menés par toute une communauté scientifique active dans le champ de l'histoire



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de la justice. Or, si l'on se réfère à la liste des auteurs, il apparaît qu'aucun chercheur étranger n'a été sollicité pour apporter une contribution. Cette situation est d'autant plus étrange que le Luxembourg ayant été à différentes époques sous la domination d'autres États, certains des meilleurs experts en histoire de la justice se trouvent précisément en Belgique, en France, aux Pays-Bas et en Allemagne. Alors que la participation de ces derniers aurait certainement enrichi le projet, les éditeurs ont préféré confier à Vera Fritz et Elisabeth Wingerter la rédaction de 13 des 22 articles du livre (dont 9 pour la seule Vera Fritz). Le choix éditorial donne dès lors l'impression d'un ouvrage coupé du monde académique international, transformant l'histoire de la justice du Grand-Duché en un domaine de recherche ne pouvant compter que sur ses propres forces. L'introduction ne mentionne d'ailleurs pas la publication des histoires de la justice belge et française et ne situe pas le projet dans un courant historiographique déterminé.

Le second problème posé par la ligne éditoriale réside dans l'absence de justifications relatives au choix des thèmes de la seconde partie du livre, censés problématiser des aspects spécifiques (p. XIII) de l'histoire de la justice luxembourgeoise. On peut notamment s'interroger sur les raisons qui ont mené à circonscrire l'étude de la justice pénale et des prisons au seul régime français. Il est certain que l'état actuel de la recherche ne permet pas d'embrasser l'ensemble des problématiques mais une orientation minimale nous paraît indispensable pour éclairer le lecteur. L'enjeu est d'importance au regard de l'ambition affichée par les éditeurs. L'objectif principal annoncé du livre est en effet de proposer une vue d'ensemble de l'évolution de la justice contemporaine et d'encourager la recherche à s'intéresser à ces sujets non-éclairés pour l'instant (p. XVII). Malheureusement, les éditeurs ne mentionnent pas la nature de ces thèmes et ne présentent pas d'orientations susceptibles de servir de programme pour de futurs travaux. De ce point de vue, s'il faut se féliciter de la publication de cette première histoire de la justice au Luxembourg, l'absence de lignes d'investigation laisse planer un doute sur le futur et la pérennité du champ de recherche.

19.-21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92296](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92296)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Eckhardt Fuchs, Kathrin Henne, Steffen Sammler,
Mission Textbook. The History of the Georg Eckert
Institute, Wien, Köln (Böhlau Verlag Köln) 2022,
168 p., ISBN 978-3-412-52469-2, EUR 40,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claire Ravez, Lyon

Cette monographie institutionnelle s'appuie sur les recherches effectuées en 2015, à l'occasion du quarantième anniversaire du Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung. L'ouvrage offre à un large public une introduction à la genèse et à l'histoire d'un institut unique dans le paysage international, tant du point de vue académique qu'institutionnel. Rédigé par trois de ses membres et abondamment illustré, ce beau livre rend compte des activités passées et présentes du GEI, et des liens complexes qui l'unissent à de nombreux partenaires au cœur du fonctionnement des systèmes éducatifs.

Précédés d'une introduction, six chapitres de longueur inégale rythment le parcours de lecture. Trois chapitres posent d'emblée les jalons chronologiques de l'évolution des rapports des membres de l'institut à leur principal objet de travail: le manuel scolaire d'histoire. Le chapitre suivant, subdivisé en onze sous-parties, présente leurs travaux sous un angle thématique: nation, démocratie et dictature, dès le début de l'aventure du GEI, jusqu'aux enjeux contemporains liés à l'intégration européenne, à la diversité culturelle ou encore à l'environnement. Les deux derniers chapitres, les plus brefs du volume, rendent compte des dimensions matérielles du travail intellectuel au quotidien: infrastructures de soutien à la recherche et à l'enseignement (bibliothèque, bases de données, portails électroniques), publications (entre autres la revue savante »Journal of Educational Media, Memory and Society«, auparavant »Internationale Schulbuchforschung«) et implantations géographiques successives dans la ville de Brunswick.

Trois grands moments se dégagent dans l'histoire du GEI et des institutions qui l'ont précédé, qui se caractérisent par des formes spécifiques de circulation des idées et des pratiques des acteurs scolaires, politiques, universitaires et du monde de l'édition. Dès la fin du XIX^e siècle, les manuels scolaires d'histoire sont perçus comme des moyens d'enseignement, mais aussi comme des instruments de création et de renforcement du sentiment national, et donc également comme vecteurs possibles de promotion de la paix et de la tolérance entre les peuples. De ses balbutiements dans la zone d'occupation britannique après la Seconde Guerre mondiale jusqu'au milieu des années 1970, l'activité menée par et autour de Georg Eckert (1912–1974; une biographie succincte est présentée p. 29) s'inscrit dans la continuité de ces préoccupations. Elle repose avant tout sur des pratiques d'expertise soutenues par l'Unesco et le Conseil de l'Europe, des



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

méthodologies d'analyse de contenus de manuels dans le cadre de commissions bilatérales, et de production de recommandations sur les enjeux et contenus des manuels d'histoire, puis de géographie et plus généralement de sciences sociales. Après la mort de G. Eckert en 1974, l'académisation progressive de l'institut marque une deuxième phase de son existence: les manuels scolaires deviennent un objet d'étude interdisciplinaire pour des historiens de l'éducation, des didacticiens ou des *Kulturwissenschaftler*. Intégré dans le réseau de recherche extra-universitaire de la Leibniz-Gemeinschaft depuis 2011, et sans pour autant faire table rase de ses orientations passées, l'institut accompagne les mutations contemporaines de l'éducation: il a étendu ses activités de recherche et de médiation à la co-conception de ressources pédagogiques numériques, à l'étude de leurs usages et à l'évaluation de leurs effets. Signe des temps, l'institut a changé de nom en 2021, et c'est l'histoire du Leibniz-Institut für Bildungsmedien/Georg-Eckert-Institut (Leibniz Institute for Educational Media/Georg Eckert Institute) qui s'écrit désormais.

Des exemples variés de coopération bilatérale illustrent de façon récurrente le propos des auteurs, et entraînent le lecteur dans un tour du monde autant que dans un retour vers le passé: enseignants et experts éducatifs de Pologne et d'Italie, des États-Unis et d'Israël suite à la période 1933–1945, puis d'Asie orientale et d'Afrique du Nord suite aux décolonisations, ou encore des États européens issus de l'éclatement du bloc communiste sont accueillis année après année en Basse-Saxe. Les initiatives de rapprochement franco-allemand reviennent d'ailleurs régulièrement pour incarner les missions successives du GEI, des premières commissions binationales portant sur la révision des manuels scolaires dans les années 1920 et 1930 (p. 22) à la parution d'un manuel d'histoire franco-allemand au début des années 2000, qui initie d'autres expérimentations portées par le GEI (p. 74–77).

Le lecteur intéressé par cette institution et son histoire pourra prolonger son exploration grâce à la sélection de ressources bibliographiques proposée en fin d'ouvrage et au riche site Internet de l'institut gei.de. Voir planifier un séjour au GEI, grâce à une bourse de recherche ou à l'occasion d'un colloque, et faire son miel d'une collection inégalée de manuels scolaires patrimoniaux et contemporains, allemands et internationaux, accessibles dans un bâtiment rénové et agrandi en 2021.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92297](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92297)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Richard Griffiths, France's Purveyors of Hatred.
Aspects of the French Extreme Right and its
Influence, 1918–1945, London, New York (Routledge)
2021, 244 p., ISBN 978-0-367-25584-8, GBP 120,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Martyn Cornick, Birmingham

Richard Griffiths, professeur émérite de l'université de Londres (King's College), a derrière lui une longue carrière distinguée dont l'effort de recherche s'est largement focalisé sur l'histoire et sur la culture de l'extrême droite en France, depuis ses premières publications sur la »Reactionary Revolution. The Catholic Revival in French Literature, 1870–1914« (1966), et sa biographie du Maréchal Pétain (1970). Parfois, il est parti en excursion dans des domaines britanniques parallèles pour explorer comparativement, par exemple, les »compagnons de route de droite« dans la période avant la Deuxième Guerre mondiale (»Fellow Travellers of the Right: British Enthusiasts for Nazi Germany, 1933–39«, 1980).

Depuis lors, il a poursuivi des recherches dans d'autres domaines, toutefois il a continué de produire des articles sur l'extrême droite. Ce livre regroupe une douzaine de chapitres, dont quatre font des »élaborations« à partir d'articles déjà publiés. Pour orienter le lecteur tout-venant pourtant, les chapitres 1 et 6 offrent des survols de l'arrière-fond de la droite française d'avant 1914, alors que le chapitre 6 fait de même pour la droite extra-parlementaire de l'entre-deux-guerres. Richard Griffiths identifie avec raison l'affaire Dreyfus comme l'événement-catalyseur pour les trois figures principales de l'extrême droite naissante, c'est-à-dire Maurice Barrès, Édouard Drumont et Charles Maurras, ce dernier créant l'Action française (AF) en 1899.

Pour Griffiths, l'AF s'est caractérisée par deux traits »apparemment contradictoires«, d'abord un intellectualisme élaborant sa doctrine autour du »classicisme, l'ordre, l'anti-romantisme et l'anti-émotionalisme« opérant également dans les sphères littéraire et politique, pour ensuite identifier dans l'AF »un culte de la violence« à la fois langagière voire rhétorique, mais aussi physique, qui s'est surtout manifestée chez les »Camelots du Roy« (p. 11–12). On aurait pu brièvement retracer plus loin et plus fort la continuité de l'influence intellectuelle de l'AF après la Première Guerre mondiale sur de nouvelles générations d'écrivains, tels que Robert Brasillach, Thierry Maulnier et Lucien Rebatet. Ceci dit, l'importance est tout de même notée (au chapitre 8) de mentors tels que André Bellessort et Henri Massis, ce dernier en particulier dirigeant – dans le paysage intellectuel des années 1920 et 1930 – la pépinière de talents que fut »La Revue universelle«, rivale sur la droite de la plutôt libérale et radicalisante »Nouvelle Revue française«.

Au chapitre 3, Richard Griffiths offre une discussion sur »A Kind of »torysm français«. Action française and English Cultural Life«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ici, il explore avec éloquence et parfois avec un humour ironique (l'auteur possède une voix qui engage) dans quelle mesure l'AF a pu influencer la vie culturelle anglaise – culturelle, parce que l'auteur ne voit guère d'influence politique à cet égard. Parmi les écrivains britanniques ouverts aux influences de la nouvelle droite française des premières décennies du XX^e siècle se trouvent Hilaire Belloc et G. K. Chesterton. De bonne heure, Belloc se trouvera longuement envoûté par les doctrines de Charles Maurras. Belloc tenait à l'idée avancée par Maurras que même si »Dreyfus avait été innocent«, les intérêts de la nation et de l'armée ne continueraient qu'à être servis par le verdict de sa culpabilité (p. 38). Selon Griffiths, Belloc a certes fait écho de l'antisémitisme de l'AF; mais aussi il a »dévoré« les livres d'Édouard Drumont (»La France juive«) à l'époque de l'affaire Dreyfus. Suivent des paragraphes sur T. E. Hulme, et les »Imagists« des années 1907–1917, où l'on découvre un Hulme admirateur du »brillant groupe d'écrivains néo-royalistes autour de l'AF« (p. 40), pour y déceler et approuver le poids politique des termes culturels »romantisme« et »classicisme«; il approuvait la condamnation de Jean-Jacques Rousseau par Maurras et Lasserre.

Finalement, dans quelques paragraphes fort intéressants, Griffiths expose l'influence de Maurras et de l'AF sur le grand poète anglo-américain, T. S. Eliot. Dans son périodique »The Criterion«, Eliot a fréquemment exprimé son admiration et sa dette envers Maurras, défendant l'écrivain français contre la condamnation du Vatican en 1926. Et Eliot d'expliquer sa conception de son »Torysme«: c'est-à-dire qu'il s'agit moins d'un conservatisme modéré et »traditionnel« que d'une version bien plus radicale – et continentale – d'une politique de droite. Eliot a affiché enfin un antisémitisme guidé surtout par son antipathie envers »le monde moderne«, en y voyant la prétendue destruction par les Juifs de la civilisation européenne (p. 46).

En passant, on pourrait ajouter à un bilan des influences réciproques une autre inspiration, celle d'un écrivain britannique et cette fois-ci pour Maurras lui-même. En 1928, Maurras a rendu public son hommage personnel à J. E. C. Bodley, auteur de la fameuse radioscopie »France«, ouvrage publié déjà en 1898 et traduit en français en 1902. Dans une mince brochure, le leader de l'AF loue comment la lecture des célèbres tomes de Bodley – à son tour fort influencé par les idées d'Hippolyte Taine – l'avait renforcé dans la formation, l'évolution, enfin l'affirmation des doctrines maurrassiennes. Remarquablement, préfaçant son écrit, Maurras célèbre la découverte après-coup (dans ses lectures des recherches de Bodley) une pièce justificative pour soutenir l'élaboration de ses propres doctrines de la »réaction française«: »je trouvai ce beau livre si plein de vérifications et de suggestions décisives que je laissai éclater mon enthousiasme dans un petit travail destiné à le résumer plus qu'à le juger ... Ces pages qu'on va lire datent de vingt-cinq ans«¹.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Charles Maurras, L'Anglais qui a connu la France, Paris 1928, p. 8.

Loin d'être une compilation de chapitres disparates, ce livre de Richard Griffiths offre une analyse des »fournisseurs de la haine« de l'extrême droite française et son influence. Pour l'auteur, la caractéristique dominante de cette diversité d'acteurs, infusant leurs formations et leurs politiques (malgré les apparences parfois), est celle de la haine. Haine multiforme dont les cibles comprennent les étrangers, les démocrates, les républicains, les capitalistes, les francs-maçons, mais dont la cible principale est le peuple juif. Griffiths révèle avec élégance, et parfois à la lumière de pertinentes comparaisons, combien l'antisémitisme est protéiforme, construisant enfin une arme avec laquelle les chefs de la droite politique se sont battus pour miner les structures du régime de l'État français. Quant aux batailles autour de l'altérité qui sévissent aujourd'hui, ce livre sur les haines de l'extrême droite française nous apprend beaucoup sur leurs origines.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92298](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92298)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Daniel Hadwiger, Nationale Solidarität und ihre Grenzen. Die deutsche »Nationalsozialistische Volkswohlfahrt« und der französische »Secours national« im Zweiten Weltkrieg, Stuttgart (Franz Steiner Verlag) 2021, 405 S., 4 s/w Abb., 4 s/w Abb, 6 s/w Tab., (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees, 18), ISBN 978-3-515-13025-7, EUR 64,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mathieu Dubois, Rennes

L'ouvrage de Daniel Hadwiger est la publication d'une thèse de doctorat soutenue en 2019 à l'université de Tübingen et récompensée par le prix de thèse du comité des historiens franco-allemands. Il s'intéresse aux deux organisations française et allemande de solidarité durant la Seconde Guerre mondiale – la Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) et le Secours national. Si l'histoire de ces organisations a déjà été étudiée au cours des trois dernières décennies, Daniel Hadwiger propose toutefois une approche renouvelée par la méthode comparative et une histoire transnationale s'intéressant notamment aux transferts entre les deux organisations. S'inspirant de la tradition et des publications récentes concernant l'étude régionale du national-socialisme en Allemagne, il prend également le parti d'une focalisation locale sur le département du Nord-Pas-de-Calais et l'Alsace pour la France, le Gau de Westphalie et la Sarre pour l'Allemagne.

L'ensemble s'appuie sur un travail d'archive vaste et minutieux, tandis que l'approche comparative permet avant tout de mettre en évidence la spécificité des réponses apportées aux défis sociaux suscités par la guerre respectivement par le régime nazi et celui de Vichy. En déplaçant l'intérêt historiographique de la comparaison classiquement centrée sur l'action des organisations criminelles vers l'instrumentalisation des organisations sociales, il apporte un utile complément à la comparaison des régimes autoritaires et à l'analyse de l'émergence des politiques sociales en Europe. La comparaison est toutefois limitée par l'ampleur différente de l'adhésion à ces organisations dans la population des deux pays, un cinquième des Allemands ayant en effet adhéré à la NSV qui fut ainsi la deuxième organisation du pays en termes d'effectifs.

En dépit d'une instrumentalisation commune des structures de solidarité privées au service du régime, la thèse met d'ailleurs surtout en évidence les différences entre l'approche sociale et le fonctionnement du régime de Vichy et du régime nazi, à la fois à travers la biologisation radicale et la militarisation du social côté allemand. Si l'activité des deux organisations apparaît similaire dans leurs tâches – aide aux populations bombardées, aux évacués, aux orphelins, conseil et soutien financier aux familles et aux pauvres –, elle se différencie dans leurs fonctions dans



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la mesure où la NSV demeura prioritairement centrée sur la propagande politique au service de l'idéologie nazie. Surtout, la NSV prit une part très active dans la politique raciale du régime à travers une différenciation des populations ciblées, tandis que les populations juives et les ennemis politiques ne furent pas systématiquement exclus de la solidarité nationale côté français. Le Secours national reflétait ainsi la volonté de Vichy de démontrer la solidarité d'une nation en souffrance («Leidgemeinschaft») envers les plus faibles dans la logique de la charité chrétienne, alors que la NSV mettait en scène la solidarité envers les «forts» au sein d'une «communauté du peuple» orientée vers l'efficacité individuelle au service du collectif («Leistungsgemeinschaft»). L'ouvrage souligne ainsi clairement les limites de la comparaison des régimes autoritaires avec le régime nazi, de même que la faiblesse des transferts et des circulations faute d'une véritable concordance des projets politiques qui les sous-tendaient. Il propose en conclusion un élargissement bienvenu de la comparaison à d'autres organisations européennes qu'il paraîtrait utile de développer dans un ouvrage spécifique.

La comparaison permet également de nuancer le tournant de la guerre dans le fonctionnement de l'action sociale, dans son financement principalement par dons comme dans sa déconfectionnalisation assez partielle. Dans ces différents domaines, les deux organisations ont essentiellement conservé les pratiques et les méthodes héritées des années 1930 ou de la Première Guerre mondiale. Si la guerre ne fut évidemment pas dans le domaine social un «laboratoire de la modernité», on pourrait toutefois objecter à l'idée d'une «régression de l'assistance» défendue par l'auteur que la centralisation croissante et le monopole qui lui fut attribué n'en constituent pas moins une mutation majeure dans le domaine de la solidarité qui s'explique à la fois par la nature des régimes et par l'ampleur nouvelle des réponses sociales à apporter en temps de guerre. On peut également se demander s'il n'aurait pas été utile d'élargir l'empan chronologique du sujet en amont comme en aval afin de mieux éclairer les tournants pris par le social dans chacun des deux pays et le rôle spécifique de la guerre. De ce point de vue, le dernier chapitre sur les épurations, la dépolitisation, la déconfectionnalisation et les continuités du personnel et des pratiques apporte une intéressante ébauche d'explication. On regrettera enfin le choix éditorial d'une bibliographie présentée sans réflexion analytique minimale comme c'est malheureusement le cas dans la plupart des ouvrages édités en Allemagne.

De par l'apport de sources et d'approches méthodologiques nouvelles, l'ouvrage de Daniel Hadwiger offre ainsi une lecture fort utile pour l'historien du social, mais plus largement pour l'appréhension des régimes autoritaires en Europe durant la Seconde Guerre mondiale.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Lars Hellwinkel, La base navale allemande de Brest. 1940–1944, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2022, 284 p., ill. en n/b (Histoire), ISBN 978-2-7535-8229-3, EUR 24,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Simon Catros, Paris

Cet ouvrage est tiré d'une thèse rédigée en cotutelle à Kiel et Brest, soutenue en 2006, et fait suite à une première publication en allemand (2010). Centré sur le fonctionnement de la base navale de Brest pendant l'Occupation, il s'ouvre sur l'analyse de la place de Brest et de la côte atlantique française dans les conceptions stratégiques des responsables de la Kriegsmarine pendant l'entre-deux-guerres, pour s'achever sur la reddition des forces militaires allemandes de la ville en septembre 1944. Lars Hellwinkel prend appui sur des sources diverses, tant allemandes que françaises, qu'il croise régulièrement pour produire des analyses précises et étayées. Les comparaisons multiples avec d'autres bases navales en France occupée – Bordeaux, La Pallice, Saint-Nazaire, Lorient ou Cherbourg – permettent de mettre en perspective le cas brestois.

Si le fantasme du contrôle de la façade atlantique française nourrit les réflexions stratégiques du haut commandement naval allemand dès les années vingt, c'est seulement en 1938 que l'hypothèse d'un conflit opposant le Reich à la Grande-Bretagne conduisit à faire de Brest la base stratégique rêvée. L'occupation de Brest le 19 juin sembla ainsi une »divine surprise« pour un haut commandement naval croyant alors à la matérialisation de son rêve stratégique, pourtant hors de portée en raison de la faiblesse des moyens dont disposait la Kriegsmarine. Après plusieurs mois d'hésitation entre Brest et Saint-Nazaire, la première fut désignée comme base principale sur la façade atlantique en octobre 1940, en dépit de son exposition aux raids aériens britanniques.

Toutefois, ce rêve fut dès l'origine contrarié par plusieurs facteurs. Tout d'abord, les destructions multiples opérées par les Français avant l'arrivée des autorités allemandes nécessitaient une longue remise en état pour permettre une utilisation efficace de l'arsenal et du port. Le manque persistant d'équipement et de main d'œuvre qualifiée – en dépit de la collaboration des autorités vichystes et de la mobilisation de tout le tissu entrepreneurial local au service de l'occupant – pesa constamment sur les capacités de l'arsenal, hors d'état, par exemple, de réparer l'hélice endommagée du croiseur lourd Admiral Hipper. En outre, en dépit des moyens alloués à la défense de la base navale – une vingtaine de dragueurs de mines, une défense contre avions toujours plus puissante, des filets de protection contre les torpilles, des dispositifs variés de camouflage (filets, brouillards artificiels, navires-leurres) –, la pression britannique ne se démentit jamais: le premier bombardement intervint dès le 8 juillet 1940, et les actions britanniques se multiplièrent pendant les mois qui suivirent,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mettant un terme à l'entêtement de l'amiral Erich Raeder, qui décida finalement en décembre 1941 de basculer les forces navales stratégiques vers le port norvégien de Trondheim. Dès 1941, la base de Brest s'orienta vers l'accueil de sous-marins – deux U-Flottillen sont présentes dès septembre 1941 – et les structures adéquates – abris et ateliers de réparation – furent construites.

Cet échec à faire de Brest une base stratégique de la flotte de surface allemande n'était en rien imputable à la résistance ou à la réticence des autorités françaises. Dès l'été 1940, face aux quelques tentatives d'obstruction de cadres de l'arsenal, les consignes du secrétaire d'État à la Marine, l'amiral Darlan, justifiaient la collaboration: il fallait à tout prix éviter les troubles sociaux qu'engendrerait l'inactivité des ouvriers de l'arsenal, cette dernière étant par ailleurs susceptible de justifier leur transfert en Allemagne; l'arsenal devait donc fonctionner au service de la Kriegsmarine; l'amiral espérait que cette collaboration serait payée de retour. Cette consigne fut anticipée puis strictement suivie par le capitaine de vaisseau, puis contre-amiral, Jean Baptiste Lucien Le Normand, commandant du port de l'arsenal. Tout au long de la période de l'occupation, la Kriegsmarine put recourir aux ressources de l'arsenal où servait un personnel essentiellement local – en janvier 1941, on dénombrait treize à quatorze ouvriers français pour un Allemand. En outre, les marins français, en uniforme, effectuaient diverses missions de balisage ou de remorquage au service des Allemands, y compris après l'occupation de la zone occupée en novembre 1942.

L'auteur fait preuve d'une compréhension marquée envers le positionnement des acteurs français qui optèrent pour l'entente avec l'occupant et cette absolution interroge: si l'on peut comprendre que les ouvriers de l'arsenal, dans le contexte extrêmement difficile de l'occupation, aient avant tout cherché à subvenir à leurs besoins et à ceux de leur famille, la situation des marins et des officiers de profession, dont la vocation impliquait l'acceptation du sacrifice ultime – à tout le moins, de celui de leur carrière –, ne peut être placée sur le même plan. Les exemples, bien mis en valeur dans l'ouvrage, du vice-amiral Marcel Traub, du contre-amiral Jean-Louis Negadelle, du lieutenant de vaisseau Jean Philippon et des ouvriers de la pyrotechnie Saint-Nicolas, démontrent clairement que d'autres choix étaient possibles et, en particulier, que l'on pouvait continuer à servir dans la marine de Vichy ou à travailler au sein de l'arsenal sans déférer à toutes les demandes allemandes, voire en résistant. Au demeurant, la population brestoise ne s'y trompait pas, qui s'en prenait parfois aux marins français, traités de »vendus« et de »collabos«.

Le récit s'achève sur la mise en place de la *Festung* de Brest, dans le cadre de l'édification du »mur de l'Atlantique«. À partir du début de l'année 1944, celle-ci entraîna évacuations forcées et réquisitions de populations civiles. Comme ailleurs en France, l'approche des libérateurs à l'été 1944 s'accompagna de destructions, d'exactions des troupes allemandes contre des civils et de la désarticulation progressive – mais jamais complète – du système défensif.

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92300](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92300)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Livre dense, souvent précis, l'ouvrage de Lars Hellwinkel n'est pas toujours d'une lecture aisée. L'absence d'index des noms de personnes et d'organigrammes donnant à voir l'organisation des états-majors et des autorités militaires locales, tant côté français qu'allemand, ne permet pas de suivre les différents acteurs et de les situer les uns par rapport aux autres avec précision. De même, une carte de la côte atlantique faisant figurer les ports mentionnés et un plan de la rade de Brest auraient été précieux. Quelques coquilles et des répétitions (p. 210 et p. 221, par exemple), ainsi qu'une structure du récit parfois confuse où la trame chronologique qui sert de cadre n'est pas toujours respectée (p. 222 et suivantes) viennent obscurcir quelque peu la lecture. Tout cela est d'autant plus regrettable que l'utilisation de nombreuses illustrations et la citation de témoignages variés rendent, par ailleurs, extrêmement vivant le récit proposé, qui suscite de bout en bout l'intérêt du lecteur.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92300](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92300)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Manfred Hettling, Wolfgang Schieder (Hg.), Reinhart Koselleck als Historiker. Zu den Bedingungen möglicher Geschichten, Göttingen (V&R) 2021, 461 S., 33 Abb., ISBN 978-3-525-31729-7, EUR 65,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Niklas Olsen, Copenhagen

»Reinhart Koselleck als Historiker: Zu den Bedingungen möglicher Geschichten« is a contribution to the ongoing wave of historiographic research into how and in which contexts the famous German historian Reinhart Koselleck developed his work and what he sought to accomplish with it. The volume stems from a conference taking place at The Center for Interdisciplinary Research at Bielefeld University in December 2018. The book contains all in all 15 contributions and a manuscript that Koselleck wrote as a student (in 1950) on »Der Jakobinismus und die Französische Revolution«. Koselleck's contributions to conceptual history, his writings on Prussia, and his work on representation, identity, and memory, loom large in the volume. However, it also offers analyses of many other themes related to his work.

To illuminate how Koselleck was »made« as a historian, the excellent introduction, authored by the two editors, Manfred Hettling and Wolfgang Schieder, draws not only on material from Koselleck's archive in Marbach, but also on belongings from the family archive. On that basis, it reveals new details about Koselleck's intellectual trajectory. One example concerns the significance of the discussions taking place between Koselleck's father, Arno Koselleck, and Koselleck's godfather, Johannes Kühn, for Koselleck's interest in and understanding of historical philosophy as a young man. Moreover, examining the available archival material, the introduction offers a much-needed critical perspective on Koselleck's autobiographical recollections of his experiences of National Socialism and as a soldier in the Wehrmacht. These recollections are, so the authors show, characterized by major blank spaces (for example, Koselleck spoke little about his experiences in the German army) and narrative devices that in various ways rationalize, normalize, and justify his and his family's orientations and actions between 1933 and 1945. The point is that Koselleck's memories should be treated with caution.

However, while the introduction provides more detailed insights into Koselleck's life and work, it does not offer fundamentally new understandings of his oeuvre. Hettling and Schieder deem three contexts particularly important for Koselleck's formation as a historian: his family upbringing in the German *Bildungsbürgertum*; his experiences as a soldier in the German army and in Russian captivity during and after World War II; and his academic socialization among a range of charismatic teachers and likeminded students at Heidelberg University in the late 1940s



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and early 1950s. This we already know from previous studies of Koselleck. The same is the case with the editors' argument that Koselleck's work is characterized by a preoccupation with the conditions of human action in history (and with ways of thinking about and writing history), and that the *Historik* which Koselleck outlined in the 1950s encompassed ideas for how to approach these themes that remained (more or less) constant throughout his career.

Many of the contributions to »Reinhart Koselleck als Historiker« follow in the footsteps of the introduction. Using hitherto unstudied material or exploring new themes, they provide great overviews of and uncover a wealth of new details about Koselleck's work, but they do not significantly alter our appreciation of it. This is arguably the case with Steffen Kluck and Richard Pohle's analysis of when and how Koselleck took inspiration from Martin Heidegger to construct his *Historik*; Christof Dipper's reflections on the much-debated intellectual relationship between Koselleck and Schmitt; Reinhard Blänkner's investigation of Otto Brunner's contribution to German conceptual history; and Wolfgang Schieder's exploration of Werner Conze's interest in conceptual history and how it matches Koselleck's.

One of the most important contributions to the volume is Jürgen Kocka's piece on Reinhart Koselleck as a social historian of Prussia; a theme, which has been little explored in previous research. The analysis centers on Koselleck's *Habilitation* »Preußen zwischen Reform und Revolution« that Kocka already reviewed in 1970. According to Kocka, Koselleck's approach to social history in this book is strong in its appreciation of structures and processes, its considerations of discrepancies and tensions, and its ways of linking theoretical assumptions and tools to the scrutiny of empirical material in the analysis of the Prussian *Vormärz*. On the other hand, Kocka notes, Koselleck's *Habilitation* is limited by its scant interest in cultural and economic issues, its uncritical view of the Prussian bureaucracy as the force of historical development and as a benign promoter of the common good, and its insufficient reflections on the long-term implications of the Prussian reforms in German history. As such, Kocka not only provides important new insights on Koselleck as a social historian, but also of the significance of the framework that Koselleck unfolded in his *Habilitation* for his later work. These perspectives are deepened in Monika Wienfort's contribution on »Reinhart Koselleck, Preußen und das Recht«, which succeeds Kocka's analysis in the volume under review.

The most audacious contribution to »Reinhart Koselleck als Historiker« is arguably Reinhard Mehring's piece on the philosophical foundations of Koselleck's reflections on primary experience in the 1990s and 2000s. The piece seeks to explain how Koselleck moved from his early criticism of historical philosophy in the 1950s to a historical theory in his later academic and political writings on memory that in fact relies on distinct historical philosophical assumptions. This theory, Mehring shows, offers



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

a set of political instructions that propose to level all victims of National Socialism and war and to remember these through memorials that invoke existential experiences of meaninglessness; a theme, Koselleck outlined with reference to his own personal experiences rather than to philosophical discussions. By analyzing these features – which involves revisiting the ways in which Koselleck read and reacted to a range of his »teachers« and illuminating a hitherto overlooked dialogue with Kant – Mehring manages to place his overall intellectual trajectory in a new light. Moreover, he discusses the political and ethical implications of Koselleck's work in ways that go far beyond existing research.

Other themes analyzed in »Reinhart Koselleck als Historiker« are Koselleck's work on the political cult of the dead (Manfred Hettling); his reflections on images as a space for thought and experience of possible stories (Bettina Brandt and Britta Hochkirchen); his writings on photography (Tobias Weidner), his discussions of historicism (Peter Tietze), his *Historik* (Sebastian Huhnholz); his work on historical memory and experience (Ulrike Jureit); and his theories of historical anthropology and language (Dieter Langewiesche).

There are no weak contributions to »Reinhart Koselleck als Historiker«. All authors display an intimate knowledge not only of Koselleck's work, but also of the relevant secondary literature, archival materials, and societal and intellectual contexts. Two things, however, are lacking in the volume. The first is a traditional index with names of people, places, events, and concepts illuminated in the volume. Such an index would have been useful for other scholars. The second is a perspective on the reception of Koselleck's work that has taken place across national and disciplinary boundaries for decades, and for which historiographic explorations of his writings might have major implications. Despite these reservations, »Reinhart Koselleck als Historiker« can be highly recommended, both for a broad audience and for more specialized scholars. There is a lot to be learned from the volume, and it provides an inescapable starting point for further research into one of most innovative historians of the 20th century.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92301](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92301)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ideas«⁴ –, und untersucht die Entstehung einer europäischen Zusammenarbeit in der Geldpolitik in den 1970er-Jahren. Diese gilt einerseits als wirtschaftspolitische Reaktion der EU auf globale Währungsinstabilität, andererseits als Resultat eines wachsenden Konsenses über Währungsdisziplin unter ihren Mitgliedstaaten.

Clemens Krauss konzentriert sich hierbei auf die Rolle und den Einfluss der französischen und deutschen Zentralbanken in einer vergleichenden Perspektive. Er identifiziert drei Umbrüche, die ihre Handlungsräume und Orientierungsmaßstäbe grundlegend veränderten: den Zerfall des Bretton-Woods-Systems 1971/1973, die Ölpreiskrise 1973/1974 sowie die Entstehung des Europäischen Währungssystems 1978/1979. Mit dem Abschied von festen Wechselkursen und billigen Ressourcen ging der seit 1950 anhaltende Wirtschaftsboom zu Ende. Die neuen Herausforderungen – Stagflation, Haushaltsdefizite, Arbeitslosigkeit – erforderten neue Antworten, wie die Koordinierung der Geldpolitik zwischen den europäischen Zentralbanken. Diese drei Umbrüche bilden den roten Faden. Dem folgend zeichnet der Autor überzeugend nach, wie in einer sich rasch wandelnden Welt das deutsche Leitbild einer stabilitätsorientierten Währungs- und Wirtschaftspolitik an Bedeutung gewann, sodass sich die Banque de France seit 1973 allmählich der Stabilitätskultur der Deutschen Bundesbank annäherte. Diese Annäherung durch Wandel habe entscheidend zur Etablierung einer Währungsordnung in Europa beigetragen, so Krauss' zentrale These.

Aber der Reihe nach: Das Buch geht zunächst in einem Einleitungskapitel auf die historischen, kulturellen und strukturellen Unterschiede der beiden Zentralbanken ein. In der Bundesrepublik war die Bekämpfung der Inflation die oberste Priorität der Geldpolitik. Die unabhängige Deutsche Bundesbank verstand sich als Hüterin der Preisstabilität und konnte sich gegenüber der Bundesregierung mehrfach behaupten. In Frankreich war die geldpolitische Kultur anders: Man sah die Geldentwertung als Pendant zum Wachstum, das aus sozialen und politischen Gründen der Stabilität vorgezogen wurde. Hauptziel der Banque de France, die gegenüber ihrer Regierung weniger Spielraum hatte als die Bundesbank, war es, zum Erreichen der vom Wirtschafts- und Finanzministerium angestrebten Wachstumsrate beizutragen. Aus diesen verschiedenen Ausgangslagen entstanden unterschiedliche Strategien und Ziele angesichts der Umbrüche der 1970er-Jahre.

Wie etwa, als das Ende von Bretton-Woods die Geldpolitik beider Zentralbanken auf die Probe stellte (Kapitel 2). Die Banque de France priorisierte die äußere Stabilität und sah freie Wechselkurse



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

⁴ Vgl. Kenneth Dyson, Ivo Maes (Hg.), *Architects of the Euro. Intellectuals in the Making of European Monetary Union*, Oxford 2016; Markus Brunnermeier, Harold James, Jean-Pierre Landau, *The Euro: The Battle of Ideas*, Princeton 2016.

als Gefahr für den Welthandel. Die Deutsche Bundesbank hingegen gab der inneren Stabilität den Vorzug und betrachtete die Aufgabe fester Wechselkurse als Chance, die damit verbundene Spekulation zu beenden und die Preisstabilität effektiver zu wahren. Ab 1973 begannen alle Währungen zu floaten. Daraufhin reagierten die beiden Zentralbanken unterschiedlich. Die Banque strebte eine neue Währungsordnung an und hielt die EU für die richtige Ebene, um die Paritäten wieder festzulegen. Die Bundesbank wiederum wollte jede Form von Außenverpflichtung vermeiden, die ihr Stabilitätsziel erneut konterkarieren würde.

Mit dem Beginn der Ölpreiskrise (Kapitel 3) verschärfte sich die Inflation in der Bundesrepublik wie in Frankreich. Allerdings in einem anderen Ausmaß: So stieg das deutsch-französische Inflationsgefälle von unter 1 Prozent bis 1973 auf über 6 Prozent nach 1974⁵. Die Bundesbank konnte sich auf Überschüsse, die Stärke der D-Mark sowie ihren Handlungsspielraum stützen, um eine strikte Kontrolle der Geldmenge einzuführen. Die Banque wollte den Preisanstieg bremsen, musste aber zugleich das Wachstum fördern, Defizite finanzieren, und dafür die Geldmenge erhöhen. Diese Stabilitätserfolge verliehen der ersteren eine Interpretationshoheit, während die letztere ihre Geldpolitik neuausrichten musste: 1976 führte auch die französische Zentralbank eine Geldmengensteuerung nach deutschem Modell ein.

Diese zwei Umbrüche prägten die entstehende Währungskooperation in Europa (Kapitel 4). Anfang der 1970er-Jahre vertraten die beiden Zentralbanken noch gegensätzliche Positionen. Die Banque de France zielte vor allem auf einen vom Dollar unabhängigen Währungsraum. Die Deutsche Bundesbank hingegen wollte nicht den »Pflug der Währungsunion vor die Ochsen der politischen und wirtschaftlichen Union« spannen, so deren Vizepräsident Otmar Emminger (S. 265). Lokomotiv- versus Krönungstheorie: Dieser Gegensatz führte zum Scheitern erster Projekte wie des Werner-Plans oder der Währungsschlange. Erst als Frankreich 1976 mit Stagflation konfrontiert war und der Franc die europäische Währungsordnung zweimal verlassen musste, erklärte die Banque die Wirtschaftsdisziplin zur Richtschnur einer funktionierenden Währungsunion. Diese deutsch-französische Konvergenz über das Konzept der »Stabilitätsgemeinschaft« habe den Erfolg des Europäischen Währungssystems erleichtert, so Krauss.

Diese vier Kapitel zeigen eindrucksvoll, dass die Geldpolitik von den gegebenen politischen und wirtschaftlichen Strukturen bestimmt wurde und auf deren Entwicklung reagierte. Beide Zentralbanken mussten in dieser »Scharnierzeit« der 1970er-Jahre ihre geldpolitischen Konzepte grundlegend umdenken. Für die Bundesbank fiel der Paradigmenwechsel mit dem Floaten zusammen. Erst dann konnte sie ihre Stabilitätspolitik



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁵ [inflation.eu worldwide inflation data](https://inflation.eu/worldwide-inflation-data).

uneingeschränkt umsetzen. Für die Banque de France ergab sich die geldpolitische Wende aus der Feststellung, dass Wechselkursstabilität nicht mehr ohne Preisstabilität zu erreichen war. Seit 1976 verfolgten die beiden Zentralbanken ähnliche Ziele. Krauss erzählt diesen Lernprozess ausführlich und liefert damit eine wichtige Nuance zur staatszentrierten Darstellung, die sich in dem oben genannten Schumpeter-Zitat ebenso findet wie in den aktuellen Debatten über den Euro: Die Entstehung einer europäischen Geldpolitik ist nicht nur die Geschichte einer Konfrontation der nationalen Wirtschaftskulturen, sondern auch die Geschichte ihrer Verflechtung.

Geldpolitische Modelle passten sich den Strukturen an, wurden aber weiterhin von Menschen verkörpert und getragen. In dieser Hinsicht hätte eine stärkere biografische bzw. ideengeschichtliche Perspektive die Studie bereichert. Zwei Beispiele: In der Bundesbank war der Chefwechsel von Karl Klasen zu Otmar Emminger 1977 ein wichtiger Schritt zur Stärkung der Stabilitätspolitik. Der erste, ein Jurist und SPD-Mitglied, berücksichtigte die (außen-)politische Dimension der Geldpolitik stärker als der zweite, ein Ökonom, der sich vor allem auf monetäre Aspekte konzentrierte. Auch in der Banque spielten Personalfragen eine Rolle. Die Ernennung von Raymond Barre, einem ehemaligen Mitglied ihres Generalrats, zum Premierminister 1976 sicherte ihr eine größere Rückendeckung der französischen Regierung in ihrer Bekämpfung der Inflation.

Insgesamt leistet die quellengesättigte Studie von Clemens Krauss einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Vorgeschichte der europäischen Währungsunion. Die Konvergenz zwischen den Hüterinnen der Währung bildete das Fundament für eine gemeinsame Geldpolitik zwischen Frankreich und der Bundesrepublik Deutschland, die als die entscheidende Voraussetzung für die Einrichtung des Euro anzusehen ist. Die Studie ist gut lesbar und bietet einen präzisen Einstieg in die schwierige Materie der Zentralbanken und verdeutlicht so die Bedeutung dieser Akteure der zweiten Ebene.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92302](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92302)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Carole Maigné, Audrey Rieber, Céline Trautmann-Waller, La Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg comme laboratoire, Paris (CNRS Éditions) 2018, 260 p. (Revue Germanique Internationale, 28), ISBN 978-2-271-12231-5, EUR 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Gilbhard, Hamburg

Das Themenheft der »Revue Germanique Internationale« Nr. 28 ist einer der innovativsten Institutionen der Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts gewidmet, der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (KBW), die von ihrem Gründer Aby Warburg selbst als »Laboratorium« bezeichnet wurde, was hier titelgebend wieder aufgenommen worden ist. Anfang des Jahrhunderts als Privatbibliothek Warburgs in Hamburg entstanden, lässt sich eine zunehmende Institutionalisierung beobachten, zunächst parallel zur 1919 gegründeten Universität Hamburg, sodann ab 1933 als ins Exil nach London vertriebene Institution, wo sie als The Warburg Institute 1944 Teil der University of London wurde. Dabei ist die KBW nicht nur eine Spezialbibliothek mit einem besonderen Bestandsprofil, sondern entwickelte sich seit den 1920er-Jahren zu einem veritablen Forschungsinstitut mit reger Vortrags- und Publikationstätigkeit. Dementsprechend stellt sie nicht nur eine Sammlung von Büchern dar, sondern mehr noch einen Gelehrtenkreis (»Warburg-Kreis«), der sich um die Bibliothek gebildet hat, oder eine Arbeitsgemeinschaft, die in der Bibliothek ihren geistigen Mittelpunkt besitzt – wie programmatisch der Philosoph Ernst Cassirer formulierte.

Die Beiträge des vorliegenden Themenheftes spannen einen weiten Bogen von Warburgs frühen fragmentarischen Werken bis zum Wirken seiner Mitarbeiter im Londoner Exil. Freilich gerät die Bibliothek selbst, ihre Struktur und ihr innovatives Potenzial, kaum in das Blickfeld des vorliegenden Sammelbandes, vielmehr sind es eher die einzelnen Personen, die an der KBW wirkten und als Arbeitsgemeinschaft behandelt werden.

Ein einführendes Panorama bietet der Beitrag von Emily J. Levine (»L'autre Weimar: le cercle de Warburg, une école de Hambourg?«, p. 11–30), welcher den Gelehrtenkreis um Aby Warburg in seinem zeitgeschichtlichen Kontext im Hamburg des beginnenden 20. Jahrhunderts verortet. Der Aufsatz baut auf ein Buch der Autorin zum gleichen Thema auf¹ und zeigt wie die Rede von einer »Hamburger Schule«, die gelegentlich verwendet wurde, sich nun im wissenschaftshistorischen Diskurs zunehmend



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Cf. Levine, Dreamland of Humanists. Warburg, Cassirer, Panofsky, and the Hamburg School, Chicago 2013.

verfestigt². Die Hansestadt selbst gerät auf diese Weise in einer gleichsam kultur-geografischen Perspektive der Autorin zu einem »anderen Weimar«, im Sinne einer kulturellen Metropole während der Weimarer Republik.

Die Figur der Nymphe, oder besser »Ninfa fiorentina«, einer bewegten Frauengestalt in flatterndem Gewande, die in Warburgs frühen Florenz-Aufenthalten eine bedeutsame Rolle spielt, aber sich als »Pathosformel« letztlich durch sein ganzes Werk zieht, steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von Céline Trautmann-Waller (»Warburg, Jolles et la nymphe florentine, de l'expérience partagée à l'anthropologie de l'art«, p. 31–49). Für die Autorin zeigt sich in diesem Motiv eine anthropologische Herangehensweise an die Kunst, die für Warburg charakteristisch ist. Warburgs Überlegungen zur Figur der Nymphe verdichten sich in einem fiktiven Briefwechsel mit seinem niederländischen Freund André Jolles, der im Anhang des vorliegenden Bandes erstmals in französischer Übersetzung publiziert wird.

Einen Vergleich der kunsthistorischen Methoden von Warburg und Erwin Panofsky unternimmt Audrey Rieber (»Le projet d'une métapsychologie de l'art. Panofsky à la Bibliothèque Warburg: 1915–1933«, p. 51–67). Während das Problem des Ausdrucks und der Expressivität der Affekte bei Warburg zentral ist, er sich selbst auch als »Psychohistoriker« bezeichnete, subsumiert die Autorin Panofskys Ansatz unter dem Stichwort einer »Metapsychologie der Kunst«. Obgleich sich die methodischen Konzepte der beiden Gelehrten ausdifferenzieren lassen, bemerkt Rieber zurecht, dass die Differenzen zwischen beiden in der Forschung der letzten Jahre häufig unangemessen überbetont worden sind.

Muriel van Vliet rekurriert in ihrem Beitrag »Correspondance entre Warburg, Cassirer et Panofsky. Le problème de la survivance des symboles« (p. 69–86) auf den metaphorischen Terminus der »Correspondance«, um die Beziehungen der drei Gelehrten zu charakterisieren. Das Symbols erweist sich hierbei als die zentrale Problemstellung, welche die Arbeit dieser drei Gelehrten verbindet und in eine fruchtbare Konstellation bringt.

Giovanna Targia bietet einen Einblick in eine noch unveröffentlichte im Oxforder Nachlass befindliche Studie von Edgar Wind über eines der berühmtesten Kunstwerke der Renaissance, die sogenannte »Schule von Athen« Raffaels im päpstlichen Palast des Vatikans (»Détails et hypothèses: Edgar Wind, Aby Warburg et L'École d'Athènes de Raphaël«, p. 87–105) und man darf der Edition dieser Studie, welche die République des Lettres seit einiger Zeit erwartet, mit großem Interesse entgegensehen.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92303](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92303)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Zu dieser Bezeichnung cf. Michael Diers, Von der Ideologie- zur Ikonologiekritik. Die Warburg-Renaissancen, in: Andreas Berndt u. a. (Hg.), Frankfurter Schule und Kunstgeschichte, Berlin 1992, p. 19.

Stephan Grotz stellt in seinem Beitrag (»Trois warburgiens. Alfred Doren – Fritz Saxl – Edgar Wind«, p. 107–124) drei »Warburgianer« der ersten Stunde vor, die alle drei mit Würdigungen Warburgs hervorgetreten sind, entweder noch zu dessen Lebzeiten, wie im Falle seines Assistenten Fritz Saxl, oder unmittelbar nach Warburgs Tod im Jahre 1929, wie im Falle von Doren und Wind. Deren Aufsätze als Dokumente einer frühen Wirkungsgeschichte werden hierbei einer minutiösen Lektüre unterzogen. Der Aufsatz Winds über Warburgs Begriff der Kulturwissenschaft aus dem Jahre 1931 ist zudem im Anhang des vorliegenden Bandes erstmals in französischer Übersetzung publiziert.

Zu den engsten Vertrauten Warburgs zählt Gertrud Bing, die zunächst als Assistentin an der Bibliothek wirkte und über lange Zeit deren Geschicke mitgestaltet hat. Mit ihr setzt sich der Beitrag von Carole Maigné unter dem Titel »Kollege Bing« (p. 125–141) auseinander, wobei auch ein kürzlich publizierter Text aus dem Nachlass präsentiert wird³. Die Autorin sieht in Bing eine »Schlüsselfigur« für die KBW, deren Rolle gleichwohl noch immer unterbewertet sei.

Zwei Beiträge widmen sich dem Philosophiehistoriker Raymond Klibansky, der bereits in seiner Studienzeit Mitte der 1920er-Jahre mit der Bibliothek Warburg in Kontakt gekommen ist. Dass Klibansky nicht nur ein Ideenhistoriker im herkömmlichen Sinne sei, sondern als ein »Ikonologe der Konzepte« (»iconologue des concepts«) zu verstehen sei, ist die Arbeitshypothese, die Maud Hagelstein in ihrem Beitrag »Migrations, circulation et hybridation des idées. L'Iconologie de Warburg à Klibansky« (p. 143–158) vorträgt. In dieser Lesart ist es Klibanskys Leistung, die warburgische Methode einer kritischen Ikonologie für die Analyse von Begriffskonstruktionen fruchtbar zu machen und damit auch einer zu simplen Entgegensetzung von Bild und Wort entgegenzuwirken.

Zu den bekanntesten Büchern einer interdisziplinär-kulturwissenschaftlichen Forschung zählt die Studie »Saturn and Melancholy«, die 1964 als Gemeinschaftswerk von Klibansky, Panofsky und Saxl auf Englisch publiziert wurde. Die verwickelte Editions-geschichte dieses Werkes mit bisher wenig bekannten Etappen zeichnet Philippe Despoix nach in seinem Beitrag »La Mélancolie et Saturne: un projet collectif au long cours de la bibliothèque Warburg« (p. 159–181).

Isabella Woldt behandelt die Relation von Bild und Wort anhand der im Lesesaal der KBW organisierten Ausstellungen (»Entre mot et image. Warburg et le livre illustré, Rembrandt et Tacite«, p. 183–197) und nimmt dabei ein Thema wieder auf, dem sich die Autorin bereits im Kommentar der Studienausgabe von Warburgs »Gesammelten Schriften«, vol. II.2, Berlin 2012, gewidmet hat.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Philippe Despoix, Martin Trembl (Hg.), Gertrud Bing, Fragments sur Aby Warburg, Paris 2019.

Ein kurzweiliges Interview mit der langjährigen Archivarin des Warburg Institute in London beschließt den Reigen der Beiträge (»La Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg à la lumière de ses archives. Entretien avec Dorothea McEwan mené par Céline Trautmann-Waller le 2 août 2018«, p. 199–209).

Ergänzt wird das vorliegende Themenheft durch einige historische Quellentexte in französischer Übersetzung. Neben dem fiktiven Briefwechsel zwischen André Jolles und Aby Warburg über die »Ninfa Fiorentina« aus dem Jahre 1900, der auch Gegenstand des Beitrages von Céline Trautmann-Waller ist (cf. supra), werden zwei Nachrufe auf Warburg aus dem Jahre 1929 aus der Feder zweier enger Mitarbeiter von Audrey Rieber übersetzt, nämlich der Nekrolog von Erwin Panofsky, der im »Hamburger Fremdenblatt« erschienen ist und derjenige von Fritz Saxl in der »Frankfurter Zeitung«.

Den Abschluss dieser Quellenedition bildet der Aufsatz von Edgar Wind, der ursprünglich 1931 in der »Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft« publiziert wurde und hier erstmals in einer französischen Übersetzung von Audrey Rieber vorgelegt wird (»Le concept warburgien de science de la culture et sa signification pour l'esthétique«). Es ist eine der frühesten und tiefstinnigsten Auseinandersetzungen mit der Kulturwissenschaft überhaupt und eine der besten Einführungen in das Werk von Aby Warburg.

So ist ein Sammelband entstanden, der nicht nur einem frankophonen Lesepublikum wichtige Quellentexte und Studien vermittelt, sondern der internationalen Warburg-Forschung zahlreiche Anreize und Einsichten bietet.

Kritisch bleibt bei den französischen Übersetzungen anzumerken, dass mitunter auch die Werktitel bei den bibliografischen Nachweisen in den Fußnoten auf Französisch wiedergegeben werden. So wird beispielsweise Warburgs Studie über »Bildniskunst und florentinisches Bürgertum« zitiert als »L'art du portrait et la bourgeoisie florentine I, Leipzig, 1902« (cf. p. 233, Fn. 2, desgleichen in den folgenden Fußnoten). An anderer Stelle werden die »Vorträge der Bibliothek Warburg« zitiert als »Conférences de la bibliothèque Warburg« (cf. p. 108, Fn. 5) und damit für eine bibliografische Recherche unauffindbar.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dominique Missika, Résistantes. 1940–1944, Paris (Gallimard/Ministère des Armées) 2021, 272 S. (Albums Beaux Livres), ISBN 978-2-07-294029-3, EUR 29,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lilly Maier, München

»Résistantes« von Dominique Missika ist das letzte in einer wachsenden Reihe an Büchern, die sich mit den weiblichen Mitgliedern der Résistance beschäftigen (vgl. die im Titel fast identisch klingenden Werke von Laurence Thibault, Christiane Goldenstedt sowie den gemeinsamen Konferenzband der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin und des Musée Jean-Moulin in Paris¹). Das grafisch sehr aufwändig gestaltete Buch wurde vom französischen Verteidigungsministerium (mit)herausgegeben und erinnert mit seinen hunderten Fotos und Quellen an einen Ausstellungskatalog.

Nach einer kurzen Einleitung (S. 7–9) gliedert sich das Buch in fünf Hauptkapitel zu unterschiedlichen Arten des Widerstands, gefolgt von einem kurzen Kommentar über das »lange Schweigen« in der Erinnerungskultur (S. 258 f.). Innerhalb der Hauptkapitel wechseln sich allgemeine Beschreibungen mit grafisch hervorgehobenen Kurzbiografien zu einzelnen *Résistantes* ab.

Das erste Kapitel mit dem etwas nichtssagenden Titel »Faire quelque chose« (»Etwas machen«, S. 10–49) befasst sich mit Frauen, die ab 1940 abgestürzte Piloten oder geflohene alliierte Soldaten versteckten oder über die Pyrenäen schmuggelten. Ein zweiter Teil ist den in den 1940ern etwas abfällig als *demoiselles de Gaulle* bezeichneten Frauen gewidmet, die sich als Spioninnen oder auch in Uniform General de Gaulle angeschlossen hatten.

Am umfangreichsten ist das zweite Kapitel über Widerstand im Alltag (»Résister au quotidien«, S. 50–123). Von berühmten *Résistantes* wie der Sängerin Josephine Baker, die in der Gegenspionage arbeitete, über Verbindungssoffizierinnen und Autorinnen von Widerstandszeitungen bis zur jüdischen Chemikerin France Bloch-Sérazin, die Bomben für die Résistance herstellte, deckt das Kapitel eine große Bandbreite an Themen und Frauen ab, die entgegen dem Kapitelnamen oft auch militärisch aktiv waren.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Laurence Thibault (Hg.), *Les femmes et la Résistance*, Paris 2016; Christiane Goldenstedt, *Les femmes et la Résistance*, Herbolzheim 2006; Stefan Martens, Mechthild Gilzmer, Christine Levisse-Touzé (Hg.), *Les Femmes dans la Résistance en France*, Paris 2003.

Positiv hervorzuheben ist das Kapitel »Aider et sauver« (»Helfen und Retten«, S. 123–161). Es trägt einerseits der Tatsache Rechnung, dass Rettung eines der häufigsten Betätigungsfelder für Frauen im Widerstand war. Gleichzeitig ist es ein Zeichen für Missikas moderne Definition von Widerstand, die auch Rettungswiderstand umfasst. In der Erinnerungskultur der Résistance spielte Rettung lange Zeit keine Rolle, weil das Retten von – in der Regel – Juden und Jüdinnen als weniger wichtig oder wert angesehen wurde als das Töten von Wehrmachtssoldaten oder Sabotage gegen die Besatzer. Nicole Chatal erwähnt in ihrem 1972 erschienen Buch zu Frauen im Widerstand z. B. keine einzige Retterin². Ein Umdenken setzte hier zeitgleich mit einer Aufwertung der *Résistance juive* ab den 1980ern ein, da jüdische Organisationen stets einen starken Fokus auf Rettung gelegt hatten³. Dies zeigt sich auch in Missikas Kapitel, die hier die jüdischen Grenzschmugglerinnen Marianne Cohn und Mila Racine sowie jüdisch-christliche Kooperationen bei der Rettung von Kindern vorstellt.

Im Kapitel zum Umgang mit Unterdrückung (»Faire face à la répression«, S. 162–209) behandelt Missika Widerstandskämpferinnen, die nach ihren Verhaftungen in Gefängnissen oder Konzentrationslagern aktiv wurden – angefangen mit Danielle Casanova, einer der bekanntesten *Résistantes* überhaupt. Im letzten Kapitel geht es um den Beitrag von Frauen an der Befreiung Frankreichs (»Libérer le pays«, S. 210–257), der besonders durch die hohe Anzahl an eindrucksvollen Fotos greifbar wird.

Abschließend stellt Dominique Missika die sechs Frauen vor, die nach Kriegsende mit dem Ordre de la Libération ausgezeichnet wurden (S. 258–263) – sechs Frauen im Vergleich zu 1.032 Männern!

Von der Zielgruppe her richtet sich das Buch an eine interessierte Öffentlichkeit, was durch den Einsatz einer Vielzahl von Bildern, Quellen und grafisch hervorgehobenen Zitaten äußerst gut gelingt. Das Fehlen von Anmerkungen ist vor diesem Hintergrund verständlich und vertretbar, allerdings hätte man zumindest die Bildnachweise der zahlreichen Quellen (S. 270 f.) leserfreundlicher gestalten können, um Anknüpfungspunkte für weitere Nachforschungen zu bieten. Auf formaler Ebene ist zu kritisieren, dass die Seitenzahlen des Inhaltsverzeichnisses auf die Unter- und nicht die Hauptkapitel verweisen, wodurch man bei einer gezielten Lektüre zu einzelnen Themen die Einführungstexte zu eben jenen Themen überblättert. Auch ein Personenverzeichnis wäre wünschenswert gewesen, da eine wesentlich höhere Zahl an *Résistantes* behandelt wird, als es auf den ersten Blick scheint.

² Nicole Chatel (Hg.), *Des Femmes dans la Résistance*, Paris 1972.

³ Anne Grynberg, *Des femmes juives dans la Résistance*, in: Martens, Gilzmer, Levisse-Touzé, *Les Femmes dans la Résistance en France*, S. 203–224.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Immerhin ist es diese Fülle an sehr unterschiedlichen Frauen, die sich alle unter Einsatz größter Risiken in und für die Résistance engagierten, die das Herausstellungsmerkmal von Missikas Buch sind.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92304](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92304)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kolja Möller (Hg.), Populismus. Ein Reader, Berlin (Suhrkamp) 2022, 369 S. (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 2340), ISBN 978-3-518-29940-1, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Werner Bühner, München

Glaubten manche Kommentatoren bis vor Kurzem noch, mit der Alternative für Deutschland (AfD) gehe es steil bergab, belehrte das Ergebnis der Landtagswahl in Niedersachsen sie eines Besseren. Ob die Verdopplung der Stimmen gleich eine »Trendumkehr« bedeutet, bleibt zwar abzuwarten. Allerdings deutet auch der Ausgang der Wahlen in Schweden und Italien darauf hin, dass sich der Rechtspopulismus im Aufwind befindet. Vor diesem Hintergrund kommt das Buch des Dresdener Politikwissenschaftlers Kolja Möller, der durch verschiedene einschlägige Publikationen bestens ausgewiesen ist, gerade rechtzeitig. Möller hat Schlüsseltexte ausgewählt, die zwischen den frühen 1930er-Jahren und 2021 entstanden sind. Und er hat sich sinnvollerweise dabei nicht auf den – aktuell sicherlich »gefährlicheren« – Rechtspopulismus konzentriert. Dass »das Volk gegen »die da oben« oder die »Eliten« in Stellung gebracht wird, ist schließlich keine Besonderheit des Rechtspopulismus, sondern gilt gleichermaßen für »(neo-)liberale, linke oder zentristische Populismen« (S. 7).

In seiner die Forschung souverän zusammenfassenden Einleitung weist Möller unter anderem darauf hin, dass »nicht das vereinfachende Sprechen oder ein gewisser Opportunismus im Hinblick auf vermutete Stimmungen in der Bevölkerung« (S. 10) die kennzeichnenden Merkmale populistischer Politik seien, vielmehr beanspruche der Populismus darüber hinaus, »den Volkswillen gegen die Eliten zu vertreten, sie perspektivisch zu entmachten oder wenigstens damit zu drohen« (S. 11). Was unter machtkritischen und demokratiepolitischen Gesichtspunkten zunächst positiv erscheinen mag, könne allerdings zugleich als »Einfallstor für identitäre Projekte und autoritäre Führung« dienen und die »Volksidentität gegen »Andere« verhärtend« (S. 12) abgrenzen.

Den Reigen der Autoren eröffnet der italienische Kommunist Antonio Gramsci mit seinen Überlegungen zur Rolle der Massen in der Politik und dem Ringen unterschiedlicher sozialer Klassen um die »Hegemonie« ihrer Interessen und Weltanschauungen, gefolgt von – um nur einige zu nennen – den Sozialwissenschaftlern Leo Löwenthal und Franz Neumann, dem argentinischen Politikwissenschaftler Ernesto Laclau und dessen Thesen zum »popular-demokratischen« Kampf und zu der Frage, »ob populistische Politikformen eine gelingende soziale Transformation« (S. 30) bewerkstelligen könnten. Weitere Texte stammen von dem britischen Soziologen Stuart Hall, dem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

deutsch-britischen Soziologen und Politiker Ralf Dahrendorf und der Historikerin Karin Priester bis hin zu den in jüngster Zeit mit differenzierten Analysen in Erscheinung getretenen Politikwissenschaftlern Jan-Werner Müller, Philip Manow, Armin Schäfer und Michael Zürn.

Die Lektüre der Texte verdeutlicht, wie Möller zu Recht betont: »Der Populismus ist eine stets wiederkehrende Begleiterscheinung politischer Ordnungen« (S. 15). Vielleicht hätte ein Text zum Verhältnis von Populismus und digitalen Medien zusätzlich der Frage nachgehen können, inwiefern populistische Politik sich durch die neuen Möglichkeiten nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verändert. Die Lektüre verdeutlicht überdies, dass viele der Beispiele und Beobachtungen, die in den »älteren« Texten präsentiert werden, von bestürzender Aktualität sind, etwa wenn Leo Löwenthal aus dem rhetorischen Arsenal des idealtypischen amerikanischen »Agitators« der 1930er-Jahre zitiert oder Stuart Hall an die ideologischen Diskurse und Gegenüberstellungen des Thatcherismus zur Diskreditierung der Labour-Partei erinnert, nach dem Muster »Etatismus/Bürokratie/ Sozialdemokratie/schleichender Kollektivismus« als negativer und »Besitzindividualismus/persönliche Initiative/Thatcherismus/Freiheit« als positiver Pol (S. 159). Die Beiträge bieten nicht nur viel Material für die Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Populismus, sie enthalten auch Anregungen zur Überprüfung der Begrifflichkeiten, etwa wenn Wilhelm Heitmeyer den Terminus »autoritärer Nationalradikalismus« als Alternative vorschlägt, weil der Begriff »Rechtspopulismus« seiner Ansicht nach durch eine »definitorische Unterbestimmtheit« (S. 300) gekennzeichnet ist.

Wer sich über die Entstehungsbedingungen, die Merkmale und die Erscheinungsformen populistischer Politik informieren möchte, wird diesen Band mit beträchtlichem Gewinn lesen. Nur auf kompakte und konkrete Vorschläge, wie mit dem Problem umzugehen sei, darf man nicht hoffen. Jedenfalls, so Möller am Ende seiner Einleitung, reiche es nicht aus, »mehr Geld« zu verteilen, die »Demokratie um zusätzliche Mitbestimmungsideen« zu ergänzen, »anders oder gar kritischer über Migration« zu sprechen oder sich »betont volkstümlich« zu geben (S. 44). Ein besseres und tieferes Verständnis des Populismus und seiner Mechanismen ermöglichen die ausgewählten Texte indes allemal.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92305](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92305)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Philippe Olivier, La vie musicale en République démocratique allemande. Comparaison avec l'USSR et la France (1949–1990), Genève (Librairie Droz) 2022, 424 S. (Histoire des Idées et Critique Littéraire, 518), ISBN 978-2-600-06274-9, EUR 49,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Friedemann Pestel, Freiburg/Berkeley

Die Musikgeschichte der DDR zählt zu den besonders fruchtbaren Forschungsfeldern der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Kein anderes Land unterhielt, bezogen auf die Einwohnerzahl, eine solche Dichte an Musikinstitutionen wie Orchestern und Opernhäusern. Für die Erforschung des vielfältigen DDR-Musiklebens weckt Philippe Oliviers Studie in doppelter Hinsicht Erwartungen: Erstens liegt hier die erste wissenschaftliche Monografie zur DDR-Musikgeschichte in französischer Sprache vor und leistet somit einen substanziellen thematischen Übersetzungsbeitrag. Zweitens verharnt Olivier in keiner ostdeutschen Binnenschau, sondern bezieht mit der Sowjetunion und Frankreich zwei wichtige ideologische wie musikpraktische Bezugsländer des sozialistischen deutschen Staats mit ein.

Oliviers Buch basiert auf einer zeithistorischen Straßburger Dissertation. Als Musikjournalist, -publizist und Kulturmanager ist der Autor indes mit dem ostdeutschen Musikleben nicht nur aus der Archivperspektive vertraut, sondern auch aus DDR-Aufenthalten in den 1970er- und 1980er-Jahren. Seine Studie bietet für die »sozialen Praktiken« (S. 11) »klassischer« Musik in der DDR eine Kombination aus einem synthetischen Panorama inklusive mehrerer Zeittafeln, einer archivgestützten Fallstudie zum Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler der DDR (VKM)¹ sowie Akteursperspektiven aus Kulturpolitik, Musikmanagement und künstlerischer Praxis. Letztere basieren meist auf selbst geführten, teils anonymisierten Zeitzeugeninterviews. Diese breite, zugleich aber eklektische und teils subjektive Quellenbasis setzt Olivier in eine thematisch gegliederte Darstellung um.

Der erste Teil des Buches schlägt einen weiten Bogen über die Organisation des DDR-Musiklebens – von den ideologischen Leitlinien und Musikinstitutionen über den Musikerberuf und die musikalische Produktion bis zum jüdischen Musikleben, Verlagswesen, Instrumentenbau und der Systemkonkurrenz mit der Bundesrepublik. Bei dieser Tour d'Horizon werden sowohl die Vielfalt des DDR-Musiklebens wie die Spannungsfelder



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Allerdings berücksichtigt Olivier die einschlägige Studie von Dorothea Trebesius nicht: Komponieren als Beruf. Frankreich und die DDR im Vergleich 1950–1980, Göttingen 2012 (Moderne europäische Geschichte, 4).

zwischen ideologischen Lenkungsversuchen, der gesellschaftlichen Verankerung der Musik, professionellen Künstlerinteressen und materiellen Zwängen deutlich. Zugleich reißt Olivier viele dieser Themen, die mangels Zwischenfazit und Übergängen ziemlich isoliert bleiben, nur an. Behauptungen wie Selbstmordversuche von DDR-Musikprofessoren nach der Wiedervereinigung (S. 19) oder die doppelte Geheimdiensttätigkeit des Musikwissenschaftlers Harry Goldschmidt (S. 87) bleiben ohne stichhaltige Belege, wie auch ganze Textabschnitte ohne Nachweise auskommen.

Oliviers stellenweise breiter Pinsel und lockere Begriffswahl sind nicht frei von Selbstwidersprüchen, etwa wenn das zurecht betonte staatliche Interesse an Deviseneinnahmen bei Gastspielen im »kapitalistischen« Ausland ohne weitere Erklärung zum »entschlossenen ideologischen Kampf« im Zeichen von Dresdner »Freischütz«-Aufführungen in Japan 1981 mutiert (S. 195). Zudem birgt die Darstellung Fehler: Soll das Foto auf S. 99 die angebliche SED-Mitgliedschaft des Baritons Siegfried Lorenz (*1945) belegen, erweist es sich als Porträt des gleichnamigen, deutlich älteren Politbüromitglieds (*1930)². Damit wird der wichtige Umstand, dass sich gerade die prominenten DDR-Musiker und -Musikerinnen einem solchen staatlichen Zugriff meist erfolgreich entzogen, auf falscher Basis ins Gegenteil verkehrt. Weiterhin lässt die Ost-Berliner Zentral- und Funktionärsperspektive mit einigen Ausblicken auf Dresden und Leipzig das außerordentlich dichte Musikleben in der Provinz außen vor, von isolierten Schlaglichtern wie einem Absatz zu Meinungen anhand eines Artikels aus dem »Neuen Deutschland« (S. 182) abgesehen.

Mit dem Einbezug der Sowjetunion bietet Olivier im kompakten zweiten Teil neben der ideologischen Orientierung und Abhängigkeit der DDR-Kulturpolitik von der großen Schutzmacht Einblicke in die ambivalente Prokofjew- und Schostakowitsch-Rezeption. Interesse verdienen auch die Passagen zur sowjetisch-ostdeutschen Abgrenzung von der Bundesrepublik im Zeichen Beethovens, zu den sozialistischen Künstleragenturen sowie zum Stellenwert ethnischer Minderheiten im Musikleben, im Falle der DDR der sorbischen Gemeinschaft.

Die intellektuell-historische Affinität der DDR-Kulturpolitik zur revolutionären Tradition Frankreichs und den Austausch zwischen ostdeutschen Sozialisten und französischen Kommunisten hat die deutsch-französische Transferforschung bereits

² Abenteuerlich ist zudem Oliviers Behauptung in einem Radiogespräch, dass die beiden berühmtesten Sänger aus der DDR, der Tenor Peter Schreier und der Bassbariton Theo Adam, den Olivier bereits 1979 biografisch porträtiert hat, SED-Mitglieder gewesen seien; <https://www.radiofrance.fr/francemusique/podcasts/sous-la-couverture/avec-philippe-olivier-la-vie-musicale-en-republique-democratique-allemande-1949-1990-editions-droz-3655921> (12:55), 5. August 2022.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92306](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92306)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

vielfältig thematisiert³. Mit den Komponisten Georg Katzer und Paul-Heinz Dittrich sowie der Opernregisseurin Ruth Berghaus, deren progressive Ansätze zum »Regietheater« nicht nur mit DDR-Ästhetiken kollidierten, sondern auch einem prononciert konservativen französischen Publikumsgeschmack entgegenstanden, kann Olivier dieses Panorama im dritten Teil ergänzen. Die für den Autor ungeklärten Fragen zum Frankreichgastspiel der Staatskapelle Dresden 1978 (S. 299) haben indes einen simplen Grund: Die Tournee gab es nicht⁴. Neben der starken musikalischen Präsenz der DDR in Frankreich, gerade in den kommunistisch regierten Pariser Vororten, nimmt der dritte Teil auch die bislang weit weniger beleuchteten (Nicht-)Auftritte französischer Musiker in der DDR in den Blick. Während DDR-Besuche der Komponisten Olivier Messiaen und Pierre Boulez nicht zustande kamen, machen die Gastspiele der Pianistin Hélène Boschi den ideologisch-utopischen Überschuss des »real existierenden Sozialismus« aus linker westlicher Perspektive deutlich.

Das Fazit stellt als Ausblick vom Zusammenbruch der DDR bis in die Gegenwart zwei Tendenzen einander gegenüber: Auf der einen Seite steht die Kontinuität eines trotz Abwicklungen und Auflösungen weiterhin reichhaltigen Musiklebens in den »Neuen Bundesländern«, für das der Rezensent die Einschätzung des Autors einer »Nivellierung nach unten« (S. 354) indes nicht teilt. Auf der anderen Seite ging trotz signifikanter Ausnahmen die insgesamt kurzlebige kompositorische Produktion der DDR nach 1990 mit einer wenig nachhaltigen Publikumsentwicklung und den Karriereschwierigkeiten zahlreicher Interpreten auf dem kapitalistischen Musikmarkt einher.

In der Verknüpfung von DDR, Sowjetunion und Frankreich bietet Oliviers Buch einige aufschlussreiche Versatzstücke, die jedoch kein kohärentes Gesamtbild liefern und sich immer wieder in Abschweifungen und Anekdoten verlieren. Für eine Synthese steht die breite thematische Abdeckung im Spannungsverhältnis zu exemplarischen, aber teils oberflächlichen und ungenauen Schlaglichtern mit wenigen analytischen Akzenten. Zudem ist der deutsch- und englischsprachige Forschungsstand zur DDR-Musikgeschichte weitaus »konsistenter« (S. 19), als im Buch behauptet und bibliografisch dokumentiert. Gerd Dietrichs

³ Ulrich Pfeil, Die anderen deutsch-französischen Beziehungen. Die DDR und Frankreich 1949–1990, Köln 2004 (Zeithistorische Studien, 26); Anne Kwaschik, Ulrich Pfeil (Hg.), Die DDR in den deutsch-französischen Beziehungen, Brüssel 2013 (L'Allemagne dans les relations internationales, 4); Nicole Colin u. a. (Hg.), Lexikon der deutsch-französischen Kulturbeziehungen nach 1945, Tübingen 2013 (edition lendemains, 28); Christian Wenkel, Auf der Suche nach einem »anderen Deutschland«. Das Verhältnis Frankreichs zur DDR im Spannungsfeld von Perzeption und Diplomatie, München 2014 (Studien zur Zeitgeschichte, 86).

⁴ Die entsprechenden Konzertdaten stellte mir dankenswerterweise das Historische Archiv der Sächsischen Staatstheater zur Verfügung.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

monumentale »Kulturgeschichte der DDR« fehlt ebenso wie mehrere einschlägige Spezialstudien⁵. Auf Quellenebene stößt die Aussagekraft dort an Grenzen, wo Olivier kontroverse oder quellenkritisch bedenkliche Aussagen seiner teils anonymisierten Interviewpartner nicht empirisch-archivalisch absichert. Das impressionistische Unterkapitel zur Staatssicherheit verzichtet auf die einschlägigen und der Forschung zugänglichen Quellenbestände des MfS ganz (vgl. S. 51). Andere Fragen ließen sich ebenfalls archivalisch substanzieller beantworten.

Als Einstiegs- und Referenzwerk zum DDR-Musikleben für französischsprachige Leserinnen und Leser ist Oliviers Studie kaum zu empfehlen. Die zukünftige DDR-Musikgeschichtsschreibung kann hier angerissene Untersuchungsfälle – gerade im Rahmen einer transnationalen DDR-Geschichte – vertiefen und konsolidieren.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

⁵ Gerd Dietrich, Kulturgeschichte der DDR, Göttingen 2018.

**Richard Rohrmoser, Antifa. Porträt einer
linksradiakalen Bewegung, München (C. H. Beck)
2022, 208 S. (C.H.Beck Paperback, 6414),
ISBN 978-3-406-76097-6, EUR 16,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Gilles Vergnon, Lyon

Richard Rohrmoser, qui enseigne l'histoire contemporaine à l'université de Mannheim, propose dans cet ouvrage tout à la fois une histoire de l'antifascisme en Allemagne, de la république de Weimar à nos jours, et une analyse empathique de ce qui est devenu depuis les années 1970–1980 une «scène» socio-politique et socio-culturelle, aussi minoritaire que fort présente dans la société allemande, spécialement dans la jeunesse lycéenne et étudiante des centres urbains.

La définition proposée (p. 13) de l'antifascisme contemporain – un concept qui unit divers courants de gauche pour combattre un «fascisme» protéiforme défini comme «fondé sur le *Führerprinzip*, antidémocratique, nationaliste, raciste» – englobe à juste titre une large palette de courants et d'activités, et ne diffère guère de celle que nous avons nous-mêmes proposée pour la France¹, même si son histoire est, à l'évidence, différente.

Le livre débute par une longue évocation (p. 13–53) de l'antifascisme sous la république de Weimar et sous le III^e Reich. Si les mouvements évoqués (Rotfrontkämpferbund, Reichsbanner, Eiserner Front, Antifaschistische Aktion) sont bien connus des historiens, l'auteur insiste à juste titre sur le rôle matriciel de cette séquence pour l'antifascisme contemporain. La victoire facile des nazis sur leurs opposants, l'empathie à l'égard de leurs victimes, le traumatisme de la Shoah, constituent encore aujourd'hui une expérience quasi-existentielle, bien que le plus souvent indirecte, pour ceux qui se réclament de l'antifascisme dans l'Allemagne d'après-guerre. Richard Rohrmoser rappelle aussi que le logo de l'Antifaschistische Aktion, mouvement fondé en 1932 par les communistes allemands (deux drapeaux rouges symbolisant KPD et SPD inscrits dans un cercle rouge) a été repris et détourné dans les années 1980 (p. 88) par les nouveaux antifascistes (deux bannières rouge et noire dans un cercle noir) sous la même appellation. Mais il n'explique pas vraiment pourquoi le KPD des années 1920–1930, un parti stalinisé fort peu démocratique, aussi peu unitaire que libertaire, est pris pour référence au moins implicite, par la scène autonome contemporaine.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Gilles Vergnon, L'antifascisme en France. De Mussolini à Le Pen, Rennes 2009 (Histoire).

L'apport principal de l'ouvrage est de décrire, avec beaucoup de précision, le passage d'un antifascisme »traditionnel«, lié par son ancrage historique au mouvement ouvrier, à un antifascisme »autonome«, qui s'approprie, non sans malentendus, la *Kampfkultur* de la république de Weimar, sans s'inscrire cependant dans l'héritage historique des gauches allemandes. L'auteur montre que le principal opérateur du passage du premier au second est le Kommunistischer Bund (KB), une formation maoïste influente dans l'extrême gauche allemande des années 1970, fort mal connue en France. C'est lui qui intrique l'antifascisme classique de »confrontation« à la scène culturelle alternative, en initiant, comme à Francfort en 1979, le premier festival de »Rock contre la droite« (p. 69). Les scissions puis l'effondrement du KB après la réunification allemande, laissent la place à une scène de groupes autonomes, qui incarnent, dans la diversité de leurs actions, l'antifascisme dans les trois dernières décennies. Celui-ci se confronte à une droite radicale dont certaines composantes (Wehrsportgruppe Hoffmann dans les années 1970, Nationalsozialistischer Untergrund dans les années 2000) sont impliquées dans des attentats meurtriers (douze morts à l'Oktoberfest de Munich en 1980) et des pogroms contre des foyers de travailleurs étrangers. Cette particularité »violente« des droites radicales allemandes, partagée un temps dans les années 1970 avec l'Italie, explique largement l'importance des activités de la mouvance antifasciste en Allemagne. Celles-ci, à côté de la confrontation dans la rue, intègrent aussi un »antifascisme de recherche«: recension minutieuse des activités et des militants des droites radicales, »perquisitions« à leurs domiciles, abonnements à leurs journaux, constitution de fichiers ... Le »tournant culturel« amorcé dans les années 1980, s'intensifie avec la production de codes culturels et vestimentaires, bien inscrits dans la culture de masse de la jeunesse contemporaine: mots d'ordre détournant ironiquement des formules traditionnelles ou des slogans publicitaires (»Kein Gott, Kein Staat, Kein Kaffeeautomat«), ou encore le vocabulaire des droites radicales, comme avec ce »Front des pommes allemandes« (Front Deutscher Äpfel) ou ces appels à se protéger des »fruits du sud« (»Südfrüchte raus!«, »Grenzen dicht für Fremdobst!«). En conclusion, Richard Rohrmoser qui définit l'antifascisme contemporain comme »un mouvement social« non centralisé, aux multiples champs d'action, s'interroge sur le »grand écart« (p. 188) entre son engagement civique proclamé au nom de principes largement partagés dans le champ politique, et une critique radicale de la société, qui ne renie pas l'usage de la violence politique.

C'est une des questions que se pose aussi le lecteur à l'issue de cet ouvrage bref, mais dense et fort bien documenté. Peut-être aurait-elle du ordonner l'ensemble du propos ... Une autre est le caractère socialement désincarné de l'analyse. On apprend en quelques lignes, et seulement en fin d'ouvrage (p. 171), que les activistes antifascistes ont en moyenne entre 15 et 35 ans, sont plutôt lycéens et étudiants, ou sont passés par l'université. À vrai dire, on s'en doutait un peu ... Mais on aurait aimé en savoir un peu plus sur ce monde militant, comme sur ses interactions avec l'ensemble de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

la société. Ces remarques n'empêchent pas de saluer la parution de cette synthèse qui s'inscrit dans une historiographie, aujourd'hui abondante et en plein renouvellement, de l'antifascisme en Europe.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92307](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92307)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Stéphanie Roza, Lumières de la gauche, Paris
(Éditions de la Sorbonne) 2022, 300 p. (La philosophie
à l'œuvre), ISBN 979-10-351-0668-3, EUR 22,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Wolfgang Kruse, Hagen

Nachdem Stéphanie Roza, politische Philosophin im französischen Forschungsverbund CNRS, vor zwei Jahren mit einer vehementen kritischen Analyse linker Abkehr vom Rationalismus der Aufklärung hervorgetreten ist, folgt in ihrem aktuellen Buch nun gewissermaßen die Inversion: Es arbeitet die tiefgehenden Prägungen der radikalen, sozialistischen und anarchistischen Denker und Bewegungen der Moderne durch den Geist und die Werte der Aufklärung sowie der eng mit ihr verbundenen Französischen Revolution heraus, ohne welche die Linke in der Tat nicht begriffen werden kann. Zugleich konturiert sie damit erneut die Problematik der gegenwärtigen Abkehr beträchtlicher Teile des linken politischen Spektrums vom Erbe der Aufklärung als bedrohliche »divorce avec le fonds commun et la démarche de tous les grands mouvements émancipateurs de l'époque moderne« (S. 13).

Selbstverständlich weiß Roza um die Grenzen, die sowohl von der Aufklärung als auch in der Französischen Revolution dem proklamierten Universalismus ihrer Werte in der gesellschaftspolitischen Realität gezogen wurden: Das stilbildende Maß war der weiße bürgerliche Mann, unterbürgerlichen sozialen Gruppen blieb die volle Emanzipation trotz aller Menschen- und Bürgerrechtserklärungen ebenso noch für lange Zeit verwehrt wie Frauen und nicht-weißen Menschen. Zeigen will Roza demgegenüber, dass nicht die Konzepte der Aufklärung und die Werte der Revolution selbst daran schuld waren, sondern mit ihnen erst die Grundlage dafür geschaffen wurde, um die Ausweitung auf alle Menschen fordern und schließlich auch durchsetzen zu können. Dies versucht sie in sechs Kapiteln über verschiedene Phasen der Entwicklung der radikalen politischen Linken von der Französischen Revolution bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen, bevor in einem Epilog die »Dialektik der Aufklärung« von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno als zentrales Werk für den »Bruch von 1944«, für den Eintritt des Irrationalismus in die Kultur der politischen Linken gedeutet wird.

Am Anfang steht die Französische Revolution, in der nicht nur die Grundlagen der modernen bürgerlichen Gesellschaft gelegt wurden, sondern »à gauche de la Déclaration des droits de l'homme« auch alle darüber hinausweisenden Versuche ihren Ausgang genommen haben, die Emanzipation der unterbürgerlichen Schichten, der Frauen und der versklavten und entrechteten Menschen auf die politische Agenda zu rücken. Schlüssig wird hier am Beispiel der Anhänger von »Gracchus« Babeuf und von Mary Wollstonecraft sowie der von



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Touissant Louverture angeführten Revolution der schwarzen Sklaven in der französischen Kolonie Santa Domingo gezeigt, wie sich die beginnenden sozialistischen, feministischen und antirassistischen/antikolonialen Bewegungen und Protagonisten der Zeit nicht gegen Aufklärung und Revolution gewendet, sondern umgekehrt unter Berufung auf die Vernunft und die universellen Menschenrechte deren Ausweitung propagiert haben.

Dieses Argumentationsmuster wird in den folgenden Kapiteln fortgeführt, wobei die Eindeutigkeit der Verbindung des linken politischen Denkens mit Aufklärung und Revolution zwar brüchiger wird, insgesamt aber doch, wie Roza zeigen kann, erhalten geblieben ist. Dies bezieht sich zuerst auf die proletarischen, frühsozialistischen und frühkommunistischen Tendenzen im Frankreich der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es folgt ein Kapitel über die deutschen »fils de l'Aufklärung« im Vormärz, von den Jakobinern des »jungen Deutschland« über die philosophischen Junghegelianer bis zu Karl Marx und Friedrich Engels, bevor der Anarchismus insbesondere bei Pierre-Joseph Proudhon, Michail Bakunin und Pjotr A. Kropotkin, die Diskussionen in der sozialistischen Arbeiterbewegung über Friedrich Nietzsche und die Aufklärung sowie das Verhältnis von Rationalismus, Irrationalismus, Existentialismus und Marxismus angesichts der Katastrophen des 20. Jahrhunderts bei Georg Lukács, Jean-Paul Sartre und Cyril L. R. James in den Blick genommen werden.

Der Durchgang durch das radikale politische Denken der Moderne insbesondere in Frankreich und – mit der üblichen Begrenzung auf übersetzte Werke – in Deutschland schließt mit Adorno und Horkheimer, deren Werk als Beginn einer fundamentalen Ablehnung von Aufklärung und Vernunft innerhalb der politischen Linken ausgemacht wird.

Die Darlegungen sind durchgehend sachkundig und informativ, die These von der prägenden Kraft des aufklärerisch-revolutionären Denkens für die Entwicklung der politischen Linken wird insgesamt überzeugend begründet. Der systematische Einbezug der Französischen Revolution eröffnet zugleich manche neuen oder erstaunlichen Einblicke, so wenn die linkshegelianischen Diskussionen unter dieser Perspektive anders konturiert erscheinen als in den meisten Abhandlungen über Idealismus und Materialismus. Oder wenn überzeugend herausgearbeitet wird, wie Sartres ursprünglich stark von Martin Heidegger geprägter Existentialismus nicht primär aus philosophischen Erwägungen, sondern vor allem unter dem Einfluss von intensiven Studien über die Französische Revolution eine marxistische Ausrichtung gewonnen hat.

Nicht zuletzt ist auch die Fähigkeit von Rozas Ansatz zu nennen, nichtmarxistische, teilweise auch von Nietzsche inspirierte Strömungen in die Tradition der radikalen Linken zu integrieren, während die Frauenbewegung weitgehend aus dem Fokus gerät. Darüber hinaus leiden die Ausführungen unter einem etwas



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

oberlehrerinnenhaften Duktus, dessen Bewertungsmaßstab allein die positive Fundierung in den Traditionen der Aufklärung und der Französischen Revolution ist. Und damit sind zugleich auch allgemeinere konzeptionelle Probleme verbunden, die insbesondere bei der Behandlung der Entwicklungen des 20. Jahrhunderts immer deutlicher hervortreten.

Insbesondere scheint Roza die doch genuin dialektische Idee fremd zu sein, dass auch die Aufklärung und die auf ihr fußende revolutionäre Tradition nicht nur gesellschaftspolitisch über ihre anfangs selbst gezogenen Grenzen hinauszutreiben wären, sondern eigene innere Widersprüche entfalten könnten, durch die ihre emanzipatorischen Ziele konterkariert werden. Indirekt spiegelt sich der Verzicht auf eine grundlegende Selbstkritik der radikalen Linken im Buch darin wider, dass die Entwicklung von Linksradikalismus, Bolschewismus und Stalinismus im 20. Jahrhundert ausgeklammert bleibt. Und zweifellos kann man durchaus berechtigte Kritik an der »Dialektik der Aufklärung« von Adorno und Horkheimer üben. Doch Rozas Vorwurf, deren eher tastende Versuche, die Ursachen für die sich auftuenden Abgründe der aufgeklärten Moderne auch im Entwurf selbst zu suchen, würden den Eintritt eines antiaufklärerischen Irrationalismus in die politische Kultur der Linken markieren, greift zweifellos zu kurz. Ergiebiger wäre es demgegenüber gewesen, den sich wandelnden, die Probleme der modernen Gesellschaftsentwicklung selbst reflektierenden und trotzdem in vieler Hinsicht weiterhin durch Aufklärung und revolutionäre Tradition inspirierten linken Ideen und Bewegungen des 20. Jahrhunderts nachzuspüren, ohne sie vorschnell als Gegenaufklärung zu begreifen – wobei nicht zuletzt viele produktive Ansätze der Kritischen Theorie wiederzufinden wären.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92308](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92308)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Karsten Ruppert, Die Exekutiven der Revolutionen. Europa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Paderborn, München, Wien, Zürich (Ferdinand Schöningh) 2022, X-531 S., ISBN 978-3-657-79101-9, EUR 99,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Benjamin Marquart, Stuttgart

Der Sammelband »Die Exekutiven der Revolutionen« ist das Ergebnis einer historischen Tagung, die im Februar 2015 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt stattfand. Er setzt sich zum Ziel, »Europas exekutive Institutionen, die zur Durchsetzung revolutionärer Ziele eingerichtet wurden« zu untersuchen, und zwar im Hinblick auf »Entstehung, Zusammensetzung, Wirksamkeit und Funktion der jeweiligen Provisorischen Regierungen im revolutionären Zusammenhang« (S. IX). Der zeitliche Bogen wird von 1789 bis 1849 gespannt, räumlich befassen sich die Artikel mit den Revolutionen in Frankreich, Spanien, Sizilien, Griechenland, Belgien, Italien und Österreich-Ungarn.

Die Struktur des Sammelbandes offenbart eine gewisse Identitätskrise. Karsten Ruppert erklärt im Vorwort die Absicht, ein »umfassendere[s] Panorama des Zeitalters der bürgerlichen Revolutionen« (S. IX). vorzulegen, dem ein weiterer Band zur provisorischen Zentralgewalt in Deutschland 1848/1849 folgen werde. Jedem Artikel setzt er deshalb einen darstellenden Aufsatz voraus, der die jeweilige behandelte Revolution historisch und politisch kontextualisieren soll. Dadurch nimmt Ruppert schon eher die Rolle eines Autors als die eines Herausgebers ein, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich die vorliegende Publikation darüber im Unklaren ist, ob sie Tagungsband oder historische Darstellung sein möchte.

Den inhaltlichen Wert des Bandes schmälert das jedoch kaum. Großen Raum nimmt die Auseinandersetzung mit den französischen Revolutionen ab 1789 ein, was sowohl ihrer Anzahl als auch ihrer Signalwirkung für andere europäische Revolutionen geschuldet ist. Guido Braun untersucht den Wohlfahrtsausschuss der ersten Französischen Revolution als Prototypen provisorischer Revolutionsexekutiven und identifiziert als ein zentrales Element das Problem der politischen Legitimation. Er distanziert sich sowohl von einer zeitlichen als auch inhaltlichen Reduzierung dieser Revolutionsexekutive auf die Zeit Robespierres und der Schreckensherrschaft, beleuchtet stattdessen alle Phasen des Ausschusses über sein Bestehen von 1793 bis 1795 hinweg und stellt seine Errungenschaften wie die Abschaffung der Sklaverei im Mai 1794 in den Vordergrund.

Stefan Grüner behandelt in seinem Artikel die Commission municipale von 1830, eine kurzlebige und provisorische Pariser



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Stadtregierung aus politischen Notabeln, denen er attestiert, in den auslaufenden Wirren der revolutionären Straßenkämpfe und den letzten Juli- und ersten Augusttagen desgleichen Jahres nicht nur für die Inthronisierung Louis-Philippes als Generalstatthalter Frankreichs verantwortlich zu sein, sondern auch maßgeblich die konstitutionellen und politischen Rahmenbedingungen der Julimonarchie vorgeformt zu haben. Grüner distanziert sich dabei von einer Interpretation der französischen Julirevolution von 1830 als unvollendet oder gescheitert, sondern sieht sie vielmehr als uneindeutig, was die Ziele verschiedener Akteursgruppen anbelangt, woraus er einen sehr spezifischen Handlungsspielraum für die provisorische Regierung ableitet.

Armin Owzar untersucht schließlich die Regierungen der Zweiten Französischen Republik, ausgehend von der provisorischen Übergangsregierung unter Alphonse de Lamartine, über das infolge der Wahl zur Nationalversammlung im Mai 1848 neugebildete Exekutivkomitee, die konservative Regierung unter Louis-Eugène Cavaignac, bis zu den Regierungen unter der Präsidentschaft Louis-Napoléon Bonapartes, die schließlich in den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und die Errichtung des Zweiten Kaiserreichs 1852 mündeten. Dabei relativiert er die gängige Darstellung eines reinen Scheiterns der Republik, indem er die Frage aufwirft, inwiefern ausschließlich das Handeln von Regierungsmitgliedern über diese vier Phasen hinweg dafür verantwortlich gemacht werden kann.

Neben diesem inhaltlich umfänglichsten französischen Fall präsentiert der Band aber auch ein breites Spektrum anderer Revolutionsexekutiven. Walther L. Bernecker befasst sich mit der Zentraljunta des spanischen Unabhängigkeitskrieges gegen die napoleonische Besatzung, die von 1808 bis 1810 bestand. Dabei untersucht er diese provisorische Revolutionsregierung in all ihrer Zwiespältigkeit, einerseits als ausführende revolutionäre Kraft, die als solche eine Vorreiterrolle auf dem Weg Spaniens zur Konstitutionalisierung leistete, andererseits aber auch als eine zutiefst traditionsverhaftete Verteidigerin der Zustände des Ancien Régime, die damit geradezu konterrevolutionär wirkte.

Einen zweiten Länderschwerpunkt stellt die Auseinandersetzung mit den italienischen Revolutionsexekutiven der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Jens Späth befasst sich mit den revolutionären Regierungen in Neapel und Palermo im Königreich beider Sizilien 1820/1821, und stellt dabei immer wieder Parallelen zum spanischen Fall heraus. Marco Meriggi untersucht die Revolutionen von Mailand und Venedig in den Jahren 1848/1849, Thomas Kroll die Römische Republik von 1849. Bei diesen Beispielen ist es häufig die Frage nach dem Einwirken provisorischer Exekutivorgane auf die Konstitutionalisierung des Staatswesens, die im Mittelpunkt steht. Späth, Meriggi und Kroll verfolgen damit mehrere Bewegungen in unterschiedlichen Phasen des Risorgimento und zeigen die Vielfältigkeit dieser langanhaltenden Revolutionsbewegung des 19. Jahrhunderts auf.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dies sind nur einige der Revolutionen und Revolutionsexekutiven, die im Sammelband beleuchtet werden. Ioannis Zelepos untersucht in seinem Beitrag die regionalen Aufstandsregierungen, die sich nach dem Ausbruch des griechischen Unabhängigkeitskrieges 1821 bildeten. Johannes Koll befasst sich mit der provisorischen Regierung, die im Zuge der Belgischen Revolution 1830/1831 zusammentrat und das Land auf dem Weg in die eigene Nationalstaatlichkeit begleitete. Und Lothar Höbelt untersucht den provisorischen Regierungsrat, der sich in der Folge des Prager Pfingstaufstands bildete, während sich Tibor Frank mit dem ungarischen Landesverteidigungsausschuss auseinandersetzt, womit beide revolutionäre Bewegungen und ihre Exekutivorgane im Kontext des österreichischen Kaiserreichs 1848/1849 beleuchten.

Damit gelingt es dem Sammelband, ein breites Panorama provisorischer Revolutionsregierungen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa zu präsentieren. Parallelen und Gemeinsamkeiten sowohl im Wesen der jeweiligen Exekutivorgane als auch in ihren politischen Zielen und ihrem Handeln werden erkennbar, etwa wenn es um Konstitutionalisierungsprozesse oder um die Frage des Handlungsspielraums provisorischer Regierungen in oftmals unübersichtlichen und politisch mehrdeutigen Revolutionskontexten geht. Andererseits werden auch erhebliche Unterschiede deutlich, etwa was die politische Ausrichtung von Revolutionsexekutiven oder ihre Absichten und Funktionen anbelangt. Angesichts dieses differenzierten Untersuchungsspektrums ist es umso auffällender, dass Rupperts abschließende Zusammenfassung der Ergebnisse dazu neigt, die Gemeinsamkeiten der untersuchten Fallbeispiele im Sinne eines Zeitalters vergleichsweise kohärenter europäischer Revolutionen in den Vordergrund zu stellen.

Insgesamt hat Karsten Ruppert einen lohnenden Sammelband zu den Exekutivorganen revolutionärer Bewegungen zwischen 1789 und 1848/1849 vorgelegt, der vor allem zur Frage der Möglichkeiten und Grenzen ihrer Handlungsspielräume großen Mehrwert bietet.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92309](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92309)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Philippe Rygiel, L'ordre des circulations? L'Institut de Droit international et la régulation des migrations (1870–1920), Paris (Éditions de la Sorbonne), 2021, 349 p. (Histoire contemporaine, 31), ISBN 979-10-351-0634-8, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Michele Pifferi, Ferrara

The legal history of migration has been developing in recent decades as a specific field of research. Fostered by the contemporary relevance of migration issues, it has benefitted from new methodological approaches such as global and postcolonial legal history, as well as from a growing interest in the history of international law. Following this latter line of investigation, »L'ordre des circulations?« analyses the contribution of the Institute of International Law (IIL) to the debate concerning migration issues between its foundation in 1873 and World War I. Confronted with mass migration waves, the building of the welfare state, the development of an international labour movement and growing fear of socialism and anarchism, the IIL's jurists tried to build and defend a liberal legal order of movement.

In the first two chapters, the founders and members of the Institute are presented as a mainly northwest European intellectual elite, advocates of liberalism strongly convinced that goods, capital, and people should freely move within a (Western) world regulated by sovereign states. The IIL suffered, as the book explains, the same ambiguities and contradictions of late 19th-century Western liberalism: colonialism was tempered but not questioned, racial discrimination between civilized and uncivilized nations was accepted, and international law was conceived of as a legal order governing relationships between sovereign states where human rights had virtually no relevance.

The third chapter examines the IIL's position on key issues of late 19th-century private international law, such as equality between citizens and aliens in the enjoyment of civil rights and the rules governing the conflict of laws, which were at that time mostly regulated by bilateral treaties based on the principle of reciprocity. In 1874, the IIL adopted a resolution recognizing the natural juridical capacity of each individual, independent of any concession granted by the sovereign state and regardless of any reciprocity clause. In family law and personal status matters, nationality had to prevail, whereas in other cases, the *lex loci* was applied.

Although it was confirmed at the 1880 Oxford session, Rygiel points out the limits of this theoretical position. It still considered the states as the main actors of the international law scenario by admitting their arbitrary power to disentangle the aliens of their rights for reasons related to public order. Moreover, it assumed



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

symmetrical positions between equal parts (states with states; citizens with foreigners), which corresponded to neither the real dissymmetry between emigration and immigration states nor the growing class inequality characterizing the fin de siècle society. The position of the IIL, conflicting with the practice of the USA, turned out to be the expression of a simply continental law approach, which, in addition, was increasingly challenged by the new features of the welfare state.

Inherent tensions of the IIL's view also are shown in the fourth chapter, which focuses on extradition and asylum, which are both considered to be exclusive prerogatives of sovereignty and manifestations of state discretionary decisions. Many extradition treaties were signed in the last decades of the 19th century, founded on the principle that national citizens and political refugees should not be extradited. The definition of political offence, though, was controversial and varied because of the growing fear of socialism and anarchism. Rygiel confronts the IIL's resolutions in Oxford 1880 and Geneva 1892 to show how the rising tide of socialism led the jurists to change their opinion. While the former affirmed the principle of nonextradition for political offenders, although with some exceptions, the latter introduced further restrictions to strengthen international cooperation against criminals (socialists, communists and anarchists) who, being considered general enemies of public order and opponents of all liberal regimes, could not be treated as political refugees.

The book then addresses freedom of migration. Since the 1870s, many Western immigration states, such as the USA, Germany, France and the UK, have abandoned their open-door policies and strengthened their border controls. Facing waves of migrant workers, states introduced restrictions for undesirable aliens and extended the ability to expel or deport noncitizens. Between 1885 and 1892, the IIL's discussion focused on expulsion. Two contrasting views characterized the debate, one more inclined to safeguard migrants' individual rights and the other more interested in disciplining expulsion as a matter of international law and positive relations between states. In both cases, the right of any state to reject or deport aliens was considered a legitimate manifestation of its sovereignty and never questioned. Rygiel maintains that the purpose of the IIL was neither to regulate the increased global circulation of the labour force nor to guarantee migrants' rights but rather to reduce the conflicts between Western states originating from the aliens living within their territories.

The 1892 resolution on the legitimate reasons for aliens' expulsion revealed again the contradictions of the IIL: its members tried to defend a liberal migration order based on individual rights and the free circulation of factors of production, but at the same time, they knew that such an order could never oppose the sovereign states whose immigration policies were actually driven by racial discrimination, political fears and economic protectionism. Its difficulty in concretely affecting the international legal order, firmly grounded on the state's right to control its borders, together with

19.-21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92310](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92310)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

its ideological reluctance to interpret and regulate the economic migration of the labour force in terms of class inequalities and discrimination, finally made the contribution of the IIL in shaping migration policies rather inconsequential.

In the last chapters, Rygiel examines more closely the connections between the Institute and the French legal literature on migration, providing a useful though only partial contextualization of the interaction between the IIL's members and the legal culture of the time. The book has the merit of shedding light on a new piece of migration legal history. Its findings, however, could have profitably benefitted from a closer comparison between the IIL's theses, general theories of international law, and the debate on – and enforcement of – emigration/immigration acts on a national basis (and the historiography thereon).

By focusing almost exclusively on the IIL, the risk is to view as particularly original or inconsistent some of its positions which rather were, if seen within a broader transnational legal context, widespread and in line with the Western states' migration policies (and it could not have been otherwise). Historiography has already shown that migration policies, both in leaving and receiving countries, were dominated by state sovereignty over migrants' rights. Western states' legal and political theories, as well as their constitutional orders, openly clashed with their border control practices, unveiling all the contradictions of liberalism. The IIL was part and parcel of this Eurocentric perspective, and its members could only reproduce a narrative of migration increasingly distant from the social and economic forces that were driving such a mass circulation of people and workers.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thies Schulze, Katholischer Universalismus und Vaterlandsliebe. Nationalitätenkonflikte und globale Kirche in den Grenzregionen Ostoberschlesien und Elsass-Lothringen, 1918–1939, Leiden (Brill Academic Publishers) 2021, XII–464 S., 3 s/w Karten (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen, 138), ISBN 978-3-506-79270-9, EUR 83,18.

rezensiert von | compte rendu rédigé par

Hubert Roser, Limburg

Elsass-Lothringen und Oberschlesien waren zwei weitgehend katholisch geprägte Regionen an der westlichen bzw. östlichen Peripherie des Deutschen Kaiserreichs. Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg 1918/1919 gingen sie dem deutschen Staatsverband ganz bzw. teilweise verloren. Entsprechend avancierten in der Weimarer Republik beide Gebiete bald zu einem gefragten Objekt Berliner revisionspolitischer Begehrlichkeiten. Bezugspunkt hierbei waren die in den Nachbarstaaten Frankreich und Polen neu entstandenen, zahlenmäßig bedeutenden deutschsprachigen Minderheiten. Deren Interessen als »Auslandsdeutsche« gegenüber der Dominanz der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft mit Nachdruck zu vertreten, lautete fortan die Devise deutscher Politik.

Aus dieser Konfliktlage heraus erwachsen in der Zwischenkriegszeit 1918–1939 ganz verschiedenartige Nationalitätenkonflikte, welche die Beziehungen des Deutschen Reiches zu seinen Nachbarn Polen und Frankreich belasteten. Die Habilitationsschrift von Thies Schulze hat es sich zur Aufgabe gemacht, am Beispiel der beiden katholischen Grenzregionen den Einfluss des Vatikans als »transnationalem Akteur« auf diese Nationalitätenkonflikte in den Blick zu nehmen. Seine Arbeit ist der Ertrag des Forschungsprojekts »Universaler Anspruch und nationale Identitäten. Die Haltung des Vatikans zu Nationalitätenkonflikten in der Zwischenkriegszeit« des Exzellenzclusters »Religion und Politik« an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, welchem der Autor 2008–2016 als Projektleiter vorstand. Schulze lehrt seitdem als Privatdozent und Akademischer Oberrat am Historischen Institut der Universität Bonn.

Der Blick auf den sozio-ökonomischen und politischen Charakter der beiden Grenzregionen Elsass-Lothringen und Oberschlesien ausgangs des Ersten Weltkriegs zeigt ebenso Unterschiede wie auffällige Gemeinsamkeiten. So sind hinsichtlich der Territorialgeschichte und wirtschaftlichen Struktur deutliche Disparitäten zu konstatieren. Im Kontrast zu dem überwiegend ländlichen Elsass-Lothringen zählte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Oberschlesien seit der Industrialisierung zu den großen Bergbau- und Schwerindustrieregionen in Europa.

Auch im Hinblick auf Tradition und Dauer der Zugehörigkeit zu Deutschland scheinen beide Regionen kaum vergleichbar. Während Lothringen und das Elsass – abgesehen von der 48-jährigen Reichslandzeit – seit dem 17./18. Jahrhundert fest im Besitz der französischen Krone waren, zählte Oberschlesien seit über 300 Jahren zu Habsburg bzw. Preußen und war auch niemals Teil des frühneuzeitlichen polnischen Staatsverbandes gewesen. Ein gemeinsames regionales elsass-lothringisches Bewusstsein hatte vor 1871 überhaupt nicht existiert, hingegen identifizierten sich seit der Revolution viele Bewohner mit dem Ideal der französischen »nation«.

Die nationalpolnische Bewegung des 19. Jahrhunderts wiederum nahm Oberschlesien erst verspätet, kurz vor der Jahrhundertwende, ins Visier. Insofern wird verständlich, warum die Rückkehr Elsass-Lothringens an Frankreich 1918 hingenommen wurde, während der drohende Verlust Oberschlesiens in einem (para-)militärisch geführten »Volkstumskampf« endete. Die Teilung Oberschlesiens durch den Völkerbund war eine Kompromissentscheidung, aber auch ein Verstoß gegen das zuvor propagierte »Selbstbestimmungsrecht der Völker«, da bei dem Plebiszit am 20. März 1921 60 Prozent der Bevölkerung des Abstimmungsgebiets für den Verbleib bei Deutschland votiert hatten.

Bei all diesen Unterschieden jedoch sind – mit Blick auf Bevölkerung und politische Kultur – interessante Parallelen zwischen beiden Gebieten zu erkennen, die einen paradigmatischen Regionalvergleich rechtfertigen. 75 bis über 90 Prozent der Bevölkerung waren katholischen Glaubens. Als Folge vielgestaltiger kultureller Einflüsse bestand in beiden Regionen eine besondere Sprachdiversität, die eine im Zeitalter der Nationalismen erwünschte klare nationale Zuordnung der Bevölkerung erschwerte bis unmöglich machte. In Oberschlesien existierten nebeneinander Polnisch und Deutsch als Muttersprache – viele Bewohner waren zweisprachig – sowie ein weit verbreiteter ober-schlesischer Dialekt mit Lehnwörtern aus beiden Sprachen. Die Oberschicht neigte mehr dem Deutschen zu, die Unterschicht sprach eher Polnisch; Gottesdienste wurden überwiegend auf Deutsch abgehalten. Im Elsass wiederum war das »Elsässerditsch«, ein alemannischer Dialekt, allgemein gebräuchlich, während in Lothringen der frankophone Anteil etwas höher lag. Nur die Oberschicht und die Zugewanderten bedienten sich der Deutschen Hochsprache. Bürgerlich-städtische Eliten beherrschten zudem das Französische.

Politisch dominierte seit der Jahrhundertwende – und auch nach dem Übergang an Polen bzw. Frankreich – in beiden Regionen der politische Katholizismus. Katholische Priester zählten in beiden Regionen seit jeher zu den führenden politischen Exponenten. In Oberschlesien waren sie aktiv auf

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92311](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92311)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

beiden Seiten in den »Abstimmungskampf«, teilweise sogar in gewaltsame Vorkommnisse involviert. Interessant ist zudem, dass zur Zeit des Übergangs hier wie dort kurzzeitig regionale Autonomiebestrebungen existierten, die angesichts der überbordenden Dynamik der Nationalismen in Frankreich wie in Polen nach dem Ersten Weltkrieg aber keine ernsthafte politische Alternative darstellten.

Thies Schulze untersucht am Beispiel zweier regionaler politischer Spannungsfelder Art und Ausmaß der Eingriffe der Katholischen Kirche in diese Nationalitätenkonflikte. In welcher Weise vermochten sie sie zu beeinflussen? Waren sie geeignet, sie zu lindern oder verschärften sie sie sogar (S. 2)? Ausgehend vom universalen Selbstverständnis des römischen Papsttums deutet der Autor das Wirken des Heiligen Stuhls auf das Geschehen in den Bistümern dabei als Einflussnahme eines transnationalen Akteurs, ja einer globalen Instanz, in die nationalen Denkmustern entspringenden regionalen innerkirchlichen Konflikte. Schulze möchte damit einen Beitrag zu der immer mehr an Bedeutung gewinnenden »Globalgeschichte« leisten.

Zur Einordnung des Spannungsverhältnisses zwischen Heiligem Stuhl und den »Grenzdiözesen« bedient er sich eines »Zentrum-Peripherie-Modells«, wobei er die Regionen aber nicht als »passive oder reaktive Einheiten« auffassen möchte. Denn die dortigen Akteure, politisch engagierte Geistliche und Funktionäre katholischer Verbände und Parteien, hätten »päpstliche Verlautbarungen« genutzt, »um sie im eigenen Sinne auszulegen«, oder versucht, »die vatikanische Politik mit Hilfe von Eingaben und Denkschriften zu beeinflussen«. Es sei vielmehr von einer »Interaktion zwischen Zentrum und Peripherie« auszugehen, wenn auch »im Rahmen eines starken Machtgefälles« (S. 3f.).

Zur Umsetzung seines Forschungsvorhabens hat der Autor Archivbestände nationaler, regionaler und kirchlicher Provenienz in denkbar größtem Umfang konsultiert. Hervorzuheben sind hier die erst seit 2003/2006 für die Forschung frei zugänglichen Akten der Vatikanischen Archive aus dem Pontifikat Papst Pius XI. (1922–1939) in Rom, hier wiederum die Akten der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, der »außenpolitischen Zentrale« des Vatikans; weiterhin die Bestände der Nuntiaturen im Vatikanischen Geheimarchiv sowie der Außenministerien in Berlin, Warschau und Paris. Besonders erwähnenswert ist, dass der Autor dank seiner außerordentlichen Sprachkenntnisse auch Literatur in französischer, italienischer und polnischer Sprache umfangreich rezipiert hat.

Die Studie gliedert sich in drei große Hauptabschnitte: Teil I beschäftigt sich mit dem Oberschlesischen Plebiszit, der Neugründung der polnischen Diözese Kattowitz 1925 sowie den hieraus resultierenden kirchlich-nationalen Spannungen in der Region Ostoberschlesien. Teil II behandelt die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in den drei Departements »Haut-Rhin«, »Bas-Rhin« (Diözese Straßburg) und »Moselle« (Diözese Metz),

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92311](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92311)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die kirchenpolitischen Konflikte mit der Linksregierung Herriot 1924/1925, die Auseinandersetzung um die Autonomiebewegung 1926–1931 sowie die Differenzen im elsässischen und lothringischen Katholizismus bis Kriegsbeginn 1939. Teil III nimmt schließlich die Haltung des Heiligen Stuhls als transnationaler Akteur in Sachen Nationalitätenkonflikte in den Blick. Jeweils am Ende der beiden Abschnitte zu den regionalen Geschehnissen fragt Schulze explizit nach der Rolle der Priesterschaft in den Konflikten vor Ort, den Auseinandersetzungen um Gottesdienst und Seelsorge, Sprachproblematik und Elementarschulunterricht sowie »Festkultur und Gemeinschaftsstiftung«.

Zu welchen Ergebnissen gelangt der Autor? Die politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Katholischen Kirche in den untersuchten Regionen waren vor allem durch vielerlei regionale Besonderheiten geprägt. So dominierten unterschiedliche Akteursgruppen: in Ostoberschlesien die katholischen Verbände, während im Elsass und in Lothringen die Priesterschaft für sich in Anspruch nahm, die Interessen der deutschsprachig-katholischen Bevölkerung zu vertreten. Daraus resultierte auch eine unterschiedliche Entwicklung der innerkirchlichen Konflikte in beiden Gebieten. Der zeitliche Verlauf der Konflikte in den beiden Regionen hingegen war eher ähnlich: Nach einem Höhepunkt Ende der 1920er-Jahre ging es bei den späteren neuen Kontroversen weniger um den grundsätzlichen Wunsch nach sprachlicher/kultureller Autonomie als um eine gemeinsame katholische Aktion gegen ideologische Gegenkräfte. Eine zentrale Rolle spielte in beiden Regionen die Sprache: bezüglich Seelsorge und Gottesdienst in Ostoberschlesien, hinsichtlich der Schulpolitik im Elsass.

Das generelle Handeln des Heiligen Stuhls in Sachen Nationalitätenkonflikte, so das Fazit Schulzes, lässt sich nur schwer auf einen Nenner bringen: Während die Kirche in Personalfragen oder auf struktureller Ebene zur Vermeidung von Konfliktkonstellationen mit den nationalen Regierungen eher in deren Sinne agierte, unterstützte sie in sprachlich-kulturellen Fragen meist die deutschsprachigen Minderheiten, was beim Zuschauer gewissermaßen den Eindruck einer »Doppelten Nationalisierung der kirchlichen Sphäre« (S. 315) erwecken musste. Dies wirkte sich in zweierlei Hinsicht aus: Einerseits bildete das Eingreifen der Kirche in den Nationalitätenkonflikten ein konfliktverschärfendes Potenzial, andererseits wurden dadurch die regionalen Akteure dazu gezwungen, die Legitimation ihrer Gegenspieler zumindest teilweise zu akzeptieren, statt sie von vornherein komplett zu desavouieren. Dies bot potenziell die Grundlage für gemeinsames kirchliches Handeln über landsmannschaftliche Grenzen hinweg, etwa gegen zentralistische Assimilationsbemühungen.

Aufgrund des regional geprägten Selbstbildes der katholisch-deutschsprachigen Gruppen in beiden Regionen war es der Katholischen Kirche als Institution kaum möglich, in den Konflikten der Grenzregionen einen »neutralen Standpunkt« einzunehmen.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92311](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92311)

Seite | page 4



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Insofern könne man, so Schulze, der Römischen Zentrale auch keine umfassende Entscheidungsgewalt zuschreiben. Der Vatikan griff stets punktuell und aufgrund von Informationen aus der Peripherie in die Konflikte ein. Diese konnten sich so gegen eine allumfassende Durchdringung aus Rom behaupten.

Schulzes vergleichende Regionalstudie erweist sich in jeder Beziehung als gründlichst recherchiert. Dank der präzisen Fragestellung, der paradigmatischen Herangehensweise, der nachvollziehbaren Präsentation der Inhalte sowie des gut lesbaren Textes gelingt es dem Autor, das Wissen um die innerkirchlichen Gegensätze in den beiden Grenzregionen sowie um die Positionen des Heiligen Stuhls in den Nationalitätenkonflikten im Elsass und in Lothringen sowie in Ostoberschlesien auf ein neues, deutlich breiteres Fundament zu stellen. Demgegenüber erscheinen erkenntnistheoretisch das vom Autor in den Fokus gerückte Zentrum-Peripherie-Analyseraster wie auch der Globalisierungsansatz reichlich überspitzt.

Zum einen: Ist angesichts der vielgestaltigen Untergliederung der Römisch-Katholischen Kirche im Grunde nicht jeder Vorgang zwischen Kirchenführung in Rom und Diözese vor Ort letztlich ein Dialog zwischen Zentrum und Peripherie und damit kein Spezifikum im Verhältnis Roms zu den »Grenzdiözesen«? Zum anderen ist der These des Autors zuzustimmen, dass das Aufkommen der modernen Nationalismen als wichtiges Element der »Modernen Welt« bereits vorhandene innerkirchliche Gegensätze verschärft hat. Vor allem nach 1918, weil jetzt alte Imperialmächte nachhaltig geschwächt waren und viele neue Nationalstaaten die politische Bühne betraten.

Man mag auch dem Heiligen Stuhl die Eigenschaft eines transnationalen, ja globalen Akteurs zuerkennen; etwa im Sinne einer modernen Nichtregierungsorganisation – aber ganz eigentümlichen Charakters. Im Kontrast etwa zu Umweltorganisationen, die durch ihre Politik zur Lösung globaler Umweltprobleme beizutragen versuchen und dazu auch über geeignete politische Einflussmittel verfügen, beschäftigt sich aber die Katholische Kirche im Grunde primär mit Konflikten in ihrem eigenen religiösen Zuständigkeitsbereich. Dies belegt einmal mehr auch die vorliegende Studie: Fragen des Zuschneidens von Diözesangrenzen, kirchliche Personalpolitik, die Rolle der Priesterschaft in lokalen/regionalen Konflikten, Auseinandersetzungen um die Sprachproblematik (im Gottesdienst) oder die Schulpolitik und dergleichen mehr sind ureigene kirchliche Betätigungsfelder – ohne besonderen transnationalen Bezugsrahmen.

In politischen Angelegenheiten, so auch bei Nationalitätenkonflikten, dies legt auch diese Studie nahe, kann der Heilige Stuhl sicher durchaus vieles bewegen. Um politische Macht auszuüben, ist er aber von anderen, insbesondere staatlichen Einflussfaktoren abhängig. Schon deshalb, weil Politik nicht sein genuines Betätigungsfeld ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ein Kartenanhang sowie ein ausführliches Personen-, Orts- und Sachregister am Ende erleichtern das Arbeiten mit der vergleichenden Regionalstudie sehr. Zum Schluss sei noch angemerkt, dass es nach der ersten Rezensionsanfrage mehr als ein halbes Jahr sowie einiger Korrespondenzen zwischen Paris und Deutschland bedurfte, bis der Verlag Brill/Ferdinand Schöningh sich endlich in der Lage zeigte, dem Rezensenten ein Rezensionsexemplar zukommen zu lassen, das, wie ein abschließender Blick schnell ergab, für den freien Verkauf ungeeignet ist.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:

[10.11588/frrec.2022.4.92311](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92311)

Seite | page 6



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Thibault Tellier, Humaniser le béton. Les origines de la politique de la ville en France (1969–1983), Paris (L'Harmattan) 2022, 454 p. (Historiques. Série Travaux), ISBN 978-2-343-25506-4, EUR 42,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Miles Glendinning, Edinburgh

This book traces the story of the transition in France between the late 1960s and early 1980s from technocratic modernist social housing and planning towards a more »humanist«, ultimately conservationist and postmodernist approach. Written by a leading specialist in 20th-century French urban history and grounded in a wealth of in-depth archival research (itemised in detail at the end of the book), the book provides an authoritative and comprehensive chronological account of a crucial decade and a half of transition in both the political, social and cultural discourses of urban life, and in the reflection and implementation of those discourses in French public and governmental policy.

Very noticeable from the perspective of a reviewer with a specialism in built environment history is the fact that this book emphatically does not fall into that category, even though the physical fabric of the city is a constant background presence within its account, and numbers of specific *grands ensembles* (mass housing schemes on city peripheries) are mentioned in some detail. Other than a highly pertinent and amusing (but undated) cartoon on the front cover, there is not a single illustration in the entire book, and thus it could be argued that a second, parallel publication might be useful, tracing the built-form narrative as it shifted from the CIAM high modernism of vast slab blocks in vast open peri-urban spaces, to a more postmodern and intensely »urban« approach – culminating in the monumental projects of Ricardo Bofill, above all »Les Espaces d'Abraxas« (1978–1982) at Noisy-le-Grand, Marne-la-Vallée.

But although the book's exclusive focus on ideological and administrative affairs gives it in some ways a restricted focus, what it loses in breadth, it resoundingly gains in depth and in intellectual-cum-political insightfulness. Its analysis is divided into three sections, each focusing intensely on a short period of ideological and policy debate. Part 1 covers a decisive phase of questioning of the *grand ensemble* model, and the squeezing out of its middle-class strand, between 1971 and 1973: these policy developments built logically on the previous housing reforms introduced by Albin Chalandon after his appointment as Minister of Equipment in 1968, and which culminated in the decree of 1973 by the new Minister of Equipment and Housing, Olivier Guichard, that new *grands ensembles* were henceforth banned. Part 2 covers the further shift in climate between 1973 and 1977, in which a new »public politics« of urban organisation began to emerge; and Part 3 takes the story onwards to the early 1980s, showing how the



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

growing fear of immigration-linked social unrest in suburbs of Lyon and elsewhere culminated in the reforms that coincided with the accession of Mitterrand to power in 1981, including the declaration of a new *politique de la ville*, and the establishment of a National Commission for the Social Development of Neighbourhoods (CNDSQ) chaired by Grenoble deputy mayor Hubert Dubedout.

For a non-French reviewer, what is vividly spotlighted in this exhaustive account is the extraordinary continuity and resilience of certain key policymaking themes and »mentalities« within French post-war housing and development policy, a continuity made possible above all by the integration of elevated intellectual discourses and social ideals into government policymaking. That integration was hugely enhanced by the overarching prestige of the central state in France – not only during the Trente Glorieuses of the mid-40s to mid-70s but, as this book resoundingly demonstrates, on into the decades that followed. As previously first sketched out for Anglophone readers in Kenny Cupers's book »The Social Project – Housing Postwar France« (2014), the overwhelming concern of this policy tradition was to foster a more »humanist« model of housing, at first by reforming the *grands ensembles* and then by shifting gradually away from them altogether – but the centrality of elevated discourses of social life within mass housing remained undiminished.

As Tellier rightly remarks, the 1957 creation by Paris Construction and Urbanism Commissioner (and Minister of Construction in 1958–1962) Pierre Sudreau of a research committee on social life in *grands ensembles*, shared fundamental values with Dubedout's reforms of 1981/1982, notably a conviction that the *grands ensembles* had been developed in a crude and even inhuman way and required a new type of »urban animation«. That conviction was, equally, echoed by architectural innovators such as Emile Aillaud and embodied in late-modernist *grands ensembles* such as Aillaud's curvaceous »La Grande Borne«, Grigny (1967–1971), or the agglomerative, somewhat megastructural early phases of Evry New Town.

This grand continuity of elite central policy intellectualism contrasted sharply with the more convulsive course of mass housing policy in other major European countries, as seen for example in the West German aftermath of the 1982–1986 collapse of »Neue Heimat«, or the conservation-fuelled rejection of high-rise blocks and the Thatcherite crushing of »council housing« in Britain. In all Anglophone countries an additional factor was the intimate interconnection of mass housing and aggressive inner-city »slum-clearance«, and the relative rarity of huge city-periphery developments that predominated in France and many other European countries – including not least the USSR.

Overall, then – despite the relatively short period it covers, and despite its downplaying of built-environment aspects of its topic – »Humaniser le béton«, with its exhaustive supporting archival sources and subtly-interwoven narrative themes, provides an

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92312](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92312)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

indispensable building-block in the construction of a pan-European account of the move away from »high modernism« towards new concepts of more intense and »human« urbanism in the postmodernist period.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92312](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92312)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

David Todd (ed.), A Velvet Empire. French Informal Imperialism in the Nineteenth Century, Princeton (Princeton University Press) 2021, XI–350 p. (Histories of Economic Life, 29), ISBN 978-0-691-17183-8, USD 39,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Hugo Vermeren, Rome

L'ouvrage stimulant de l'historien David Todd vient consacrer une réflexion engagée il y a près de dix ans autour du concept d'«Informal Empire», introduit par les travaux de John Gallagher et Ronald Robinson, puis par ceux de Christopher Bayly sur l'empire colonial britannique¹. «A Velvet Empire», tout juste traduit en français (2022), s'ajoute aux nombreuses références historiographiques parues ces dernières années, élargissant les perspectives d'une histoire globale «à la française» dont le récent «D'ici et d'ailleurs» auquel l'auteur a contribué². Ce livre participe ainsi au renouvellement de la «French Imperial History», à son décloisonnement spatial et temporel, comme à la réévaluation d'un certain nombre d'acquis et de stéréotypes dans lesquels elle s'est enfermée depuis la fin des périodes coloniales. Le but principal des cinq chapitres du livre est en effet de déconstruire un paradoxe qui caractérise le XIX^e siècle français depuis la chute du Premier Empire napoléonien au début de la Troisième République: celui d'une France monarchiste et capitaliste qui s'est imposée comme la deuxième puissance impériale après la Grande-Bretagne malgré une expansion territoriale réduite jusqu'aux années 1880. C'est ce rayonnement français dans sa dimension globale et impériale que cherche à questionner l'auteur en s'appuyant sur une grande variété de sources économiques, diplomatiques et iconographiques, et en opérant trois décentrement.

Le premier consiste à la comparaison franco-britannique pour ajourner l'idée d'une absence d'impérialisme français des années 1820 aux années 1870. À l'exception de l'Algérie conquise à partir de 1830, cette période est souvent considérée comme un temps mort des conquêtes coloniales françaises face aux nombreux territoires inféodés et peuplés par la Grande-Bretagne à la même époque. Aux différents échecs militaires de la France en Haïti, au Mexique ou au Moyen-Orient et à la faiblesse de l'émigration vers ses colonies, l'auteur oppose une expansion

¹ David Todd, A French Imperial Meridian, 1814–1870, dans: [Past&Present](#) 210 (2011), p. 155–186; John Gallagher, Ronald Robinson, The Imperialism of Free Trade, dans: [Economic History Review](#) 6/1 (1953), p. 1–15; Christopher Bayly, Imperial Meridian: The British Empire and the World, 1780–1830, Londres 1989.

² Quentin Deluermoz (dir.), D'ici et d'ailleurs. Histoires globales de la France contemporaine, Paris 2021.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](#)

de souveraineté informelle se déployant par un tissu de réseaux économiques, politiques et culturels. Cet «empire oublié» est illustré avec pertinence dans les chapitres 3 («Champagne Capitalism») et 4 («Conquest by Money»). Le premier est consacré à la fabrique d'un «empire du goût» par la commercialisation du champagne à l'échelle mondiale, le second à l'élaboration d'une géopolitique de la «colonisation d'investissement», au moyen d'une exportation massive et rapide de capitaux. Todd montre dans quelle mesure ce modèle économique globalisé a à la fois contribué au développement de la société française, à la modernisation de ses institutions et à son assise politique et diplomatique à l'international jusqu'à la fin du XIX^e siècle. De ce point de vue, le cas de l'Égypte traité dans le dernier chapitre («Agent of Informal Empire») est particulièrement éclairant. En maintenant jusqu'aux années 1870 les privilèges extraterritoriaux de ses ressortissants, la France fait de l'Égypte «sa colonie informelle la plus rentable» et le lieu d'expression le plus efficace de son «Cross Cultural Trade» (p. 229–230).

Le second décentrement vise à inscrire le XIX^e siècle français dans une perspective globalisante, pour démontrer comment l'«Imperial soft power» a permis aux régimes monarchiques de se maintenir en dépit des révolutions républicaines successives. Dans le sillage de ses travaux sur l'identité économique de la France et sur l'émergence d'une culture protectionniste portée par les élites politiques et les intellectuels français depuis la fin du XVIII^e siècle³, Todd réévalue l'étroite compatibilité entre monarchie et capitalisme moderne, entre idéologie contre-révolutionnaire et expansion impériale, en s'appuyant notamment sur une relecture minutieuse d'auteurs aux positions conservatrices comme Talleyrand, Benjamin Constant ou Paul Leroy-Beaulieu mais aussi de figures politiques moins étudiées comme l'abbé de Pradt et Michel Chevalier. Le premier chapitre («Empire without Sovereignty») montre ainsi comment émerge l'idée d'une civilisation européenne et se forme une «conscience précoce de l'échelle globale des affaires humaines» (p. 29) parmi les élites économiques et politiques contre-révolutionnaires.

Le troisième décentrement invite à complexifier l'approche historienne de la colonisation en reconsidérant la nature même des rivalités coloniales franco-britanniques et les mécanismes sous-jacents aux conquêtes coloniales. C'est là un apport considérable pour l'histoire coloniale française, et en particulier celle de l'Algérie à laquelle est consacré le second chapitre («Algeria, Informal Empire Manqué»). Revenant sur les racines idéologiques de la conquête, Todd réinterprète les facteurs déclencheurs (par exemple le fameux «coup d'éventail» du dey d'Alger au consul de France) dans une analyse globale qui permet d'atténuer la dimension contingente et factuelle du déclenchement de la guerre.

³ David Todd, *L'identité économique de la France. Libre-échange et protectionnisme, 1814–1851*, Paris 2008; *Free Trade and its Enemies in France, 1841–1851*, Cambridge 2015.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La qualité innovante de ce chapitre réside aussi dans l'épaisseur historique qui est donnée aux premières décennies de l'occupation de l'Algérie en attirant le lecteur vers la pluralité des enjeux économiques et politiques qu'elle recouvre pour la France.

Centrée sur la violence des conquêtes et la dimension coercitive de la colonisation, l'historiographie a largement négligé la dimension économique et culturelle de la colonisation au XIX^e siècle, mais aussi la part des élites locales dans sa mise en œuvre. Cet «empire collaboratif» est celui d'un déploiement français à coup de traités et d'accords commerciaux, en particulier sous le Second Empire, qui prépare le terrain aux conquêtes territoriales futures. Beaucoup de souverains et de gouvernements étrangers ont préféré collaborer avec la France plutôt qu'avec la Grande-Bretagne et son libéralisme agressif. Todd invite ainsi, comme dans ses précédents travaux, à faire un pas de côté pour sortir des sentiers battus et rebattus de l'histoire nationale et coloniale française.

En définitive, cet empire de velours que la France a bâti tout au long du XIX^e siècle témoigne aussi de sa capacité réduite à projeter un pouvoir territorial. Le déclin de la puissance économique française à partir des années 1880 conduit irrémédiablement à une expansion militaire et territoriale, ce nouvel empire basé sur le contrôle des ressources et des populations différant du précédent fondé sur la création de «Commercial Crossroads» et d'opportunités économiques pour les expatriés. En connectant et en tissant les liens entre ces événements qui font l'histoire de la France hors de ses frontières, cet ouvrage nous invite finalement à reconsidérer le récit classique de l'État-nation et la place de la France dans le processus de globalisation au XIX^e siècle.

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92313](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92313)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Volker Ullrich, Deutschland 1923. Das Jahr am
Abgrund, München (C. H. Beck) 2022, 441 S., 25 Abb.,
ISBN 978-3-406-79103-1, EUR 28,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dieter Kempkens, Bergheim/Erft

In der breiten Öffentlichkeit fördern Jubiläen die Erinnerung an wichtige historische Ereignisse. Dazu zählt bestimmt die Inflation von 1923 in Deutschland. Noch größere Aufmerksamkeit bekommt dieser Wendepunkt der deutschen Geschichte durch die aktuell rasch gestiegene Inflation und die Erwartung, dass sie nicht so schnell zurückgehen werde. Volker Ullrich formuliert aus diesem Grund im Vorwort seines Buches ausdrücklich die Intention, die Unterschiede zwischen der Hyperinflation 1923 und der Gegenwart in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht zu verdeutlichen (S. 13).

Er stellt in neun Kapiteln die zentralen Entwicklungen des Jahres 1923 vor: von der Ruhrbesetzung über die verschiedenen Putschversuche linker und rechter Parteien und Bewegungen bis hin zur Währungsreform und deren Stabilisierung bis 1924. In dieser von Hyperinflation und Gewalt dominierten Zeitspanne erklärt Ullrich die Politik der Reichsregierungen und ihrer Gegner, die die Republik zugunsten einer diktatorischen Regierungsform beseitigen oder einen eigenen Staat im Rheinland und der Rheinpfalz gründen wollten. Er wählt diese thematische Konzentration, um die in der Geschichtsforschung entwickelten zwei Positionen zu verbinden: Er will sowohl »das Ausmaß der Gefährdungen als auch die Chance einer Stabilisierung« (S. 13) der Republik deutlich machen.

Den »rote[n] Faden« bietet die rasante Entwicklung der Geldentwertung von der im Ersten Weltkrieg entstandenen Inflation bis zur Hyperinflation, die mit der französischen Ankündigung der Ruhrbesetzung im Herbst 1922 begann und mit dem Abbruch des passiven Widerstands im Ruhrgebiet im August 1923 noch nicht ihren Zenit erreicht hatte (Kap. I und II). Die täglich immer wertloser werdende Mark konnte nicht mehr als verlässliches Zahlungsmittel verwendet werden, aber in der Zeit bis zur Ausgabe der neuen Währung am 15. November bestand die große Gefahr, dass die Republik völlig auseinanderfallen würde.

Ullrich erklärt diese Krise auf drei Ebenen. Erstens: Die Reichsregierung mit Kanzler Stresemann (ab August) besaß keine parlamentarische Mehrheit und regierte mit Notverordnungen. Den passiven Widerstand gegen die Ruhrbesetzung begleiteten zweitens die Medien mit einer intensiven nationalistischen Propaganda gegen den »Erbfeind« Frankreich, wie Zitate aus der überregionalen Presse belegen. Ullrich beachtet hier nicht, wie die Reichsregierungen mit großem Elan diese Kampagnen auch selbst intensivierten. Der Abbruch des passiven Widerstands war unter diesen Umständen schwer vermittelbar, aber notwendig,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

weil die Reichsregierung die von Frankreich ausgewiesenen Verwaltungsmitarbeiter, Polizisten und Bahnangestellte entlohnen musste. Die Unternehmen der Grundstoffindustrie im Ruhrgebiet führten nur noch Ausbesserungsarbeiten durch. Die Reichsregierung finanzierte mit neuen Schulden auch diese Lohn- und Gehaltszahlungen, sodass die Hyperinflation rasant stieg. Parallel dazu lief drittens der tägliche Überlebenskampf der Menschen, ihre Suche nach bezahlbaren Lebensmitteln. Dieser führte auch zu einer »fundamentalen Entwertung bisher gültiger Normen und Werte« (S. 87), verstärkt durch die offene Zurschaustellung des Reichtums der »Schieber« und »Raffkes« in den Großstädten (S. 95).

Die »Verelendung« der großen Mehrheit der Bevölkerung und die Ohnmacht der Reichsregierung gegen die Besatzungsmacht Frankreich sieht Ullrich als Ursachen an, warum die Verbände der Schwerindustrie und der Landwirtschaft, die teilweise personell mit ihnen verbundene DNVP und Teile der Reichswehr mit einer Präsidialdiktatur des Chefs der Heeresleitung, Hans von Seeckt, die Krise beenden wollten (S. 176–180). Völlig konträr dazu entwickelte sich in Sachsen eine andere Lösung. Im IV. Kapitel »Deutscher Oktober« erklärt der Autor detailliert, wie die sächsische Koalitionsregierung von SPD und KPD in der Reichswehr die größte Gefahr für die Republik erkannte, während umgekehrt die Reichsregierung diese Koalition als Instrument zur Vorbereitung eines kommunistischen Aufstands bewertete. Deshalb entsandte sie die Reichswehr nach Sachsen, um anscheinend die Ordnung wiederherzustellen (S. 153–165). Eine verfassungsgemäß entstandene Landesregierung wurde militärisch zu einem Politikwechsel gezwungen.

In Bayern bestärkte das Ende des passiven Widerstands die schon vorher aktiven militärischen und politischen Gruppierungen in ihrem Glauben, die scheinbar ohnmächtige Reichsregierung stürzen zu können. »In diesem Verlauf bildete sich an der Spitze Bayerns ein Triumvirat heraus, das faktisch die Macht auf sich vereinigte« (S. 190). Neben der Landesregierung gehörten dazu die Leiter der bayerischen Reichswehr und der Polizei. Als die zu dieser Zeit noch kleine NSDAP unter Führung Adolf Hitlers am 8. und 9. November diese drei Organisationen für ihren Putsch instrumentalisieren wollte, lehnten deren Leiter ihn schließlich ab und die Landespolizei beendete den Putschversuch mit Gewalt. Ullrich resümiert seine fesselnde Reportage mit dem Satz: Damit war »die Umsturzgefahr von rechts gebannt« (S. 215).

Anschließend erläutert er die Details der Währungsreform. Die Mark konnte am 15. November im Verhältnis 1 Billion zu 1 Rentenmark umgetauscht werden. Als entscheidend für die Akzeptanz der neuen temporären Währung sieht er den Vertrauensvorschuss der Bevölkerung an, gefördert durch die Erfahrung, dass sie wieder Lebensmittel für ihr Geld bekommen konnte (S. 249f.). Danach wendet Ullrich sich wieder der Innenpolitik zu. Die zweite Regierung Stresemann wurde durch ein Misstrauensvotum von DNVP, KPD und SPD gestürzt, aber



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

schnell durch eine neue Minderheitsregierung von Zentrum, DDP, DVP und BVP ersetzt. Kanzler Wilhelm Marx vom Zentrum führte sie und erhielt vom Reichstag eine große Mehrheit für ein neues Ermächtigungsgesetz (S. 266f.). Damit konnten einschneidende Gesetze zur Stabilisierung der Währung auf den Weg gebracht werden: Personalabbau, Steuererhöhungen, geringere Zuweisungen an die Länder, keine Kreditaufnahme sowie faktisch die Abschaffung des Achtsturentages (S. 267–269). Zu den Verlierern der Inflation gehörten Sparer und alle, die von Kapitaleinkünften lebten. Zu den Gewinnern zählten Besitzer von Sachanlagen.

Das vorletzte Kapitel widmet Ullrich dem kulturellen Leben in Berlin und dem zukunftsweisenden innovativen Projekt des Bauhauses in Weimar. Die Hauptstadt war das Zentrum von Film, Kabarett, Theater und ihren Protagonisten. Ursächlich für diese Blüte sieht der Autor den Bedarf vieler Menschen an einer Unterhaltung, die von dem inflationsgeprägten Alltag ablenkte (S. 284f.) Das Bauhaus schuf mit seiner Kooperation von internationalen Künstlern und Handwerkern ein Modell, das schon im Herbst 1923 mit dem Musterhaus ein erstes Ergebnis für modernes Bauen und Wohnen vorwies.

Das Schlusskapitel des Buches über die Jahre ab 1924 umfasst zwei Teile. Im ersten steht der von Finanzexperten im Auftrag der Reparationskommission erstellte Dawes-Plan im Mittelpunkt, der durch die ehemaligen Alliierten und das Deutsche Reich auf der Londoner Konferenz im August weitgehend akzeptiert wurde. Frankreich und Deutschland sahen, mit kräftiger Unterstützung der USA, in der Regelung der Reparationen eine Basis für die dringende wirtschaftliche Belebung ihrer Volkswirtschaften, während nordamerikanische Banken diesen Wirtschaftsaufschwung mit ihren Investitionen stärken wollten, weil sie neue Kapitalanlagen suchten. Die Republik sollte zur Stabilisierung ihrer Währung und Wirtschaft für die nächsten Jahre weniger als die bisher geltenden Reparationen bezahlen und die französische Regierung die Ruhrbesetzung 1925 beenden. Die Reichsregierung sicherte im Gegenzug zu, die Führung der Reichsbank und der Reichsbahn abzugeben und diese faktisch unter internationale Kontrolle zu stellen. Der Reichstag musste für die neue Reichsbahn AG die Verfassung mit Zweidrittelmehrheit ändern. Ullrich schildert die dramatischen Verhandlungen zwischen der Regierungskoalition und der für die Verabschiedung zusätzlich nötigen Stimmen der DNVP (S. 342–344). Die Kreditwürdigkeit der Republik war wiederhergestellt, konstatiert Ullrich zum Schluss. Im zweiten Teil blickt er kurz auf die Ursachen für das Ende der Republik, das durch eine »Verbindung von Legitimitätsverlust der demokratischen Institutionen und Parteien« und der durch die Weltwirtschaftskrise »erschöpften seelische(n) Widerstandskraft vieler Menschen« (S. 351) entstanden sei.

Ullrich schreibt für einen politisch-historisch interessierten Leserkreis. Er wählt die Entwicklungen aus, die das Ende der Republik und den Beginn einer Diktatur im Herbst 1923



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fast zwangsläufig erscheinen ließen. Aber er zeigt auch, wie knapp vor dem Abgrund Wege gefunden wurden, das Land zu stabilisieren. Er rezipiert ausführlich die umfangreichen, auch eigenen Forschungen zur Geschichte der Republik, ohne neue Forschungsakzente zu setzen. Seine Methode, häufig aktuelle Zeitungsberichte und Memoiren von Zeitzeugen zu zitieren, liefert meistens keine neuen Perspektiven auf das jeweilige Geschehen, sondern bekräftigt die historischen Abläufe. Mit den intensiven situativen Analysen und Interpretationen erhöht er die Spannung für die vielen dramatischen Ereignisse. Diese stilistischen Mittel machen die Lektüre zum Genuss. Ausführliche Anmerkungen, ein Literaturverzeichnis und ein Register fördern die Orientierung.

Kaum beachtet Ullrich die politisch-wirtschaftlichen Entwicklungen in der Landwirtschaft. Ebenso fehlt weitgehend ein Blick auf die politischen und sozialen Maßnahmen der beiden christlichen Kirchen.

In summa werden in diesem Buch die Interdependenzen zwischen dem wirtschaftlichen Niedergang durch die Inflation und der Destabilisierung der Demokratie deutlich. Die Währungsreform und den daran anschließenden wirtschaftlichen Aufschwung konnte die Republik nur erfolgreich realisieren, weil sie mit dem Dawes-Plan Lösungen mit den ehemaligen Alliierten erzielte, die auch deren unterschiedlichen wirtschaftlichen Zielen diene. Die Demokratie ging zwar nicht gestärkt hervor aus dem Jahr 1923, bekam aber eine Atempause zum Überleben.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Alexander von Wickeren, Wissensräume im Wandel. Eine Geschichte der deutsch-französischen Tabakforschung (1780–1870), Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2020, 329 S. (Peripherien, 6), ISBN 978-3-412-51812-7, EUR 44,99.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Indravati Félicité, Paris/La Réunion

Publié dans la collection »Peripherien« de l'éditeur Boehlau (depuis 2017 un imprint de Vandenhoeck & Ruprecht, lui-même repris par Brill depuis), l'ouvrage d'Alexander von Wickeren vient compléter, de manière originale, une historiographie encore souvent compartimentée du fait des structures universitaires et des périodisations en cours dans le champ des études historiques. À partir de l'histoire de la recherche sur le tabac, il se penche sur la question des »espaces de savoir« générés par les transferts et coopérations, dans le cas présent, entre la France et l'Allemagne, en prenant pour point de départ les activités de la Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin établie à Strasbourg. L'ouvrage s'ouvre sur la période révolutionnaire et napoléonienne, sans cependant s'y arrêter, l'auteur consacrant des développements importants aux évolutions qui jalonnent le siècle jusqu'aux années 1870. En six chapitres thématiques, l'auteur parcourt ainsi la période de manière chronologique pour éclairer, en conclusion, l'importance des jeux d'échelles dans, d'une part, la construction d'un savoir européen sur le tabac et, d'autre part, la constitution d'un espace de savoir rhénan.

La première partie est consacrée à l'émergence d'une recherche rhénane sur le tabac. L'auteur se concentre sur la manière dont la mise en place du blocus continental, conjuguée à l'établissement d'un monopole français sur le tabac en 1810/1811, entraîna la constitution d'un espace de savoir régional fonctionnant en réseau. Dès lors, l'Alsace représenta pour ces chercheurs de Rhénanie un centre d'impulsion scientifique fondamental, sans que cet élan puisse être réduit à un phénomène de centralisation. Un processus de nationalisation scientifique s'observe alors, comme le montre l'exemple du réformateur Johann Nepomuk Schwerz: après 1815, des échanges informels continuent certes de lier les scientifiques des deux côtés du Rhin, mais les coopérations institutionnelles deviennent en revanche beaucoup plus difficiles à mettre en œuvre.

Dans un deuxième temps, l'auteur offre un panorama du paysage scientifique lié à la recherche sur le tabac en Rhénanie. Il consacre des développements à la botanique économique et à l'agrochimie, qui emprunte une voie spécifique en Rhénanie. En effet, autour de 1800, les acteurs du monde agricole et de l'entreprise portent un nouveau regard sur le tabac. Dans le contexte rhénan, contrairement à ce qui se produit par exemple à Paris et à Berlin,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

les scientifiques s'efforcent de faire fructifier leurs recherches dans des applications liées au mouvement de réforme de la culture et de la transformation du tabac, tout en profitant des connaissances que peuvent leur apporter les agriculteurs. Cette attitude d'«empirisme scientifique» est admirée dans les autres régions et elle conduit à des formes de professionnalisation spécifiques, mêlant savoir pratiques et scientifiques, la figure de l'expert n'étant pas encore réduite à celle du chercheur en laboratoire.

Cette transformation dans la perception de l'«expert» se produit un demi-siècle plus tard, comme le montre la troisième partie de l'ouvrage, en s'arrêtant sur les critères de disqualification des «non-scientifiques», notamment par le biais d'une rhétorique de plus en plus spécialisée. Par ailleurs, l'auteur se penche sur les aspects commerciaux dans un contexte de révolutions à la fois politiques, ainsi durant la période 1848/1849, et économiques, avec la transformation des espaces de production et de consommation, désormais entraînés dans des dynamiques globales à partir de la décennie 1840–1850, mais aussi fortement influencés par des transformations sociales. L'auteur propose de relire l'essor de la recherche sur le tabac à la lumière de l'importance prise par l'industrie du cigare, symbole de réussite sociale, dans le grand-duché de Bade. Cette partie du livre met en lumière les liens étroits entre dynamiques régionales, transfrontalières et globales.

La quatrième partie déplace la focale vers Cuba. Le milieu du XIX^e siècle se caractérise en France par la victoire des tendances centralisatrices, qui affectent la recherche sur le tabac sur le cours supérieur du Rhin: spécialisation croissante des ingénieurs, encadrement organisé depuis Paris au sein du Ministère du commerce et de l'agriculture, ainsi que du Conseil général de l'agriculture. L'auteur s'intéresse à ces cadres en tant qu'experts nourris de savoirs globaux et trans-impériaux, souvent élaborés hors d'Europe. Les cigares cubains, dont la popularité est à son comble au milieu du XIX^e siècle, connaissent un tel essor, qu'ils deviennent des objets de collection exhibés lors des expositions universelles après 1851. L'émulation suscitée par ce produit emblématique contribue à unifier la production mondiale de cigares, une évolution reposant sur des transferts scientifiques qui ne sont pas toujours couronnés de succès.

Ces échanges font néanmoins apparaître l'Atlantique comme un espace dans lequel les savoirs circulent, franchissant les frontières trans-impériales et celles séparant les colonies des métropoles, anciennes ou actuelles. L'espace atlantique demeure important pour la cinquième partie, qui explore, notamment, le rôle de l'émigration dans la mondialisation de la région du Rhin supérieur dans un contexte de concurrence entre apports extérieurs, savoirs venus de Paris et dynamiques régionales.

La sixième et dernière partie est consacrée à l'accroissement du nationalisme et à l'une de ses conséquences les plus visibles en matière commerciale: le protectionnisme. Rapidement, cela

19.–21. Jahrhundert – Histoire
contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92315](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92315)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

se traduit par l'apparition d'une rhétorique spécifique censée établir clairement des différences entre des cultures scientifiques nationales. Ce phénomène s'accompagne d'une discrimination croissante à l'égard d'acteurs considérés comme incompetents par les instances nationales pour participer aux expériences, par exemple en matière d'acclimatation. Peu à peu, les savoirs régionaux se retrouvent disqualifiés par ces instances.

L'ouvrage met en lumière de façon originale différents niveaux de »circulations scientifiques«, sans les réduire à des transferts. Le choix de la longue durée et l'ancrage rhénan permettent à l'auteur de revenir sur des notions centrales telles que celles de »savoirs d'Empire«, de »nationalisation scientifique«, ou encore de »révolution«, pour, finalement, discuter les grandes dynamiques généralement associées au long XIX^e siècle: ruptures révolutionnaires, émergence d'espaces nationaux, mondialisation, colonialisme et impérialisme.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Stefan Zeppenfeld, Vom Gast zum Gastwirt?
Türkische Arbeitswelten in West-Berlin, Göttingen
(Wallstein) 2021, 430 S., 13 Abb. (Geschichte der
Gegenwart, 26), ISBN 978-3-8353-5022-9, EUR 39,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nikola Tietze, Berlin

Avec son livre sur les mondes du travail des *Gastarbeiter* [travailleurs immigrés] originaires de la Turquie et de leurs familles à Berlin-Ouest, Stefan Zeppenfeld a apporté une contribution innovante et extrêmement intéressante aux études socio-historiques des migrations. En cinq chapitres, encadrés par une introduction et un chapitre sur les relations germano-turques au XX^e siècle et par un épilogue ainsi qu'un chapitre conclusif, l'auteur nous livre un aperçu «ouest-berlinois» de l'histoire de l'immigration en République fédérale d'Allemagne (RFA). Il retrace la différenciation des secteurs et des branches dans lesquels les migrants originaires de Turquie ont travaillé à Berlin-Ouest entre les années 1964 et 1990: (i) la grande entreprise industrielle par l'étude des usines Siemens de Berlin (chap. 3), (ii) le service public par l'étude à la fois des services de nettoyage et des transports de la ville et ceux de la garderie, de l'école et de la police à Berlin-Ouest (chap. 4), (iii) les professions académiques par l'étude des médecins, des avocats et avocates berlinois (chap. 5), (iv) le commerce indépendant (chap. 6) et enfin (v) les mondes du travail informel, c'est-à-dire le «travail au noir» et du trafic de drogue de part et d'autre du mur de Berlin (chap. 7). Chaque chapitre se termine par une conclusion qui résume les résultats, souligne leur spécificité pour Berlin-Ouest au regard des évolutions comparables en RFA et leur importance pour l'état de la recherche.

Le livre est basé sur multiples sources. Stefan Zeppenfeld a utilisé du matériel provenant d'archives publiques, d'archives d'entreprises, d'archives d'associations caritatives etc., a consulté des rapports médiatiques, des études sociologiques, de la littérature contemporaine, des photographies et des cartes et a réalisé des interviews. Sur la base de ces multiples sources, il a systématiquement mis la focale sur la perspective des immigrés elles- et eux-mêmes et sur les évolutions des champs d'emploi qui s'ouvrent ou se ferment pour elles et eux. Son travail historique relève à cet égard d'une approche remarquable. À partir de la forme et du contenu des archives ainsi que de leur mode de la production de connaissances sur les immigrés turques à Berlin-Ouest (et partiellement à Berlin-Est), il a tiré des conclusions sur leurs façons et capacités d'agir.

Trois thèses sont à la base du travail de Zeppenfeld. La première concerne la gouvernance de l'immigration de travail et les limites des politiques du contrôle. À ses yeux, «la chute du mur de Berlin en 1989 a eu des répercussions plus nettes sur les mondes de travail turcs de la ville que le coup politique de l'arrêt du



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

recrutement en 1973» (p. 29, cette citation, comme les suivantes, sont traduites de l'allemand). L'auteur souligne ces limites clairement dans son épilogue, en se basant sur les évolutions des années 1990 dans les secteurs, les branches et les métiers étudiés (chap. 8, également p. 142). À plusieurs reprises, il montre que le droit de séjour, qui n'a cessé d'être modifié entre 1964 et 1990 (presque exclusivement sous une forme restrictive), et que le slogan politique de la RFA d'être un pays de non-immigration ont consolidé les inégalités sociales entre les *Gastarbeiter* et les non-migrants (par exemple p. 140). Celles-ci ont eu une influence sur les conditions de travail des migrants originaires de Turquie ainsi que sur celles de leurs enfants. Cependant, comme le montre Zeppenfeld, les immigrés ont su créer leurs propres champs d'activité, par exemple (i) dans le commerce indépendant, en reprenant des restaurants ou des magasins fermés, en réalisant de nouveaux commerces ou en proposant des services (chap. 6). Également, elles et ils se sont intégrés dans des branches non prévues pour les migrants, comme le service public, que ce soit en tant que «sous-stratification migrante» dans les entreprises de transport ou de nettoyage des rues de Berlin (p. 202), ou en tant qu'«armée de réserve» (p. 176) dans la garde des enfants et les écoles et le service de police de la ville (p. 200).

Sur la base de sa deuxième thèse concernant la tension entre le statut des *Gastarbeiter* et «l'inclusion volontaire dans la société urbaine de Berlin-Ouest», Zeppenfeld décrit les flexibilités des biographies professionnelles (p. 30). «Les ›Gastarbeiter‹ changeaient régulièrement non seulement d'activité ou d'employeur, mais aussi de branche. Cela s'accompagnait parfois d'une tentative de travailler dans plusieurs domaines d'activité en même temps» (p. 30). Tout au long du livre, il est fait mention de biographies professionnelles qui rompent avec les standards des relations de travail et des activités indépendantes dans les années 1970 et 1980, par exemple les enseignants qui gèrent des agences de voyage et d'assurance (p. 231) ou les ouvrières turques de Siemens qui entrent dans l'enseignement public berlinois (p. 164). Selon l'auteur, le retour en Turquie a longtemps été une option pour de nombreux travailleurs migrants et ces derniers ont essayé de «trouver l'activité la plus avantageuse pour eux» face aux changements économiques (p. 30). Le fait d'avoir étudié à la fois la flexibilité des immigrés originaires de la Turquie ainsi que les capacités, bien que restreintes, à façonner leurs biographies professionnelles et les rapports entre cette flexibilité et les inégalités sociales des *Gastarbeiter* – «une génération envoyée au casse-pipe [*verheizte Generation*]» (p. 141) – fait partie des résultats importants et innovants de l'ouvrage.

Les relations de travail se normalisaient, «lorsque les immigrés ont fait un bond en avant dans leur carrière», ce qui est la troisième thèse de Stefan Zeppenfeld (p. 30). Cette ascension sociale a été surtout intergénérationnelle parce qu'elle a été généralement accomplie par les enfants ayant suivi un cursus scolaire allemand ou des études universitaires en Allemagne (p. 129, 180, 228). Elle a



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

alors pérennisé la différenciation incontrôlée des mondes du travail turcs.

L'une des qualités de l'ouvrage est d'avoir intégré, dans l'étude, les formes d'emploi informelles et «illégalisées» des migrants originaires de Turquie à Berlin-Ouest (notamment le chap. 7). Zeppenfeld montre par exemple que le chemin vers le travail indépendant ne pouvait parfois se faire que par »le recours illégal aux intermédiaires (allemands)« (p. 384). Ses recherches suggèrent également que certains »travailleurs immigrés«, devenus chômeurs, ont trouvé dans les économies informelles un tremplin vers de nouvelles formes d'emploi (p. 358), tandis que d'autres ont payé la perte de leur emploi par une précarisation de leurs conditions de travail ou étaient tout simplement attirés par le profit potentiel (p. 359).

Dans l'ensemble, le livre de Zeppenfeld offre un excellent aperçu de la littérature sur la recherche historique en matière de migration en RFA. Il replace avec succès l'histoire des *Gastarbeiter* turcs de Berlin-Ouest dans le contexte des relations germano-turques et de l'histoire de l'immigration en RFA. En ce qui concerne cette dernière, il aurait été intéressant de se pencher davantage sur les interdépendances ouest-européennes. Ce n'est pas seulement l'histoire des relations germano-turques ou celle de la ville de Berlin qui ont influencé l'histoire de l'immigration ouest-allemande, mais aussi les rivalités et les accords entre les gouvernements des Communautés européennes.

19.–21. Jahrhundert – Histoire contemporaine

DOI:
[10.11588/frrec.2022.4.92316](https://doi.org/10.11588/frrec.2022.4.92316)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)